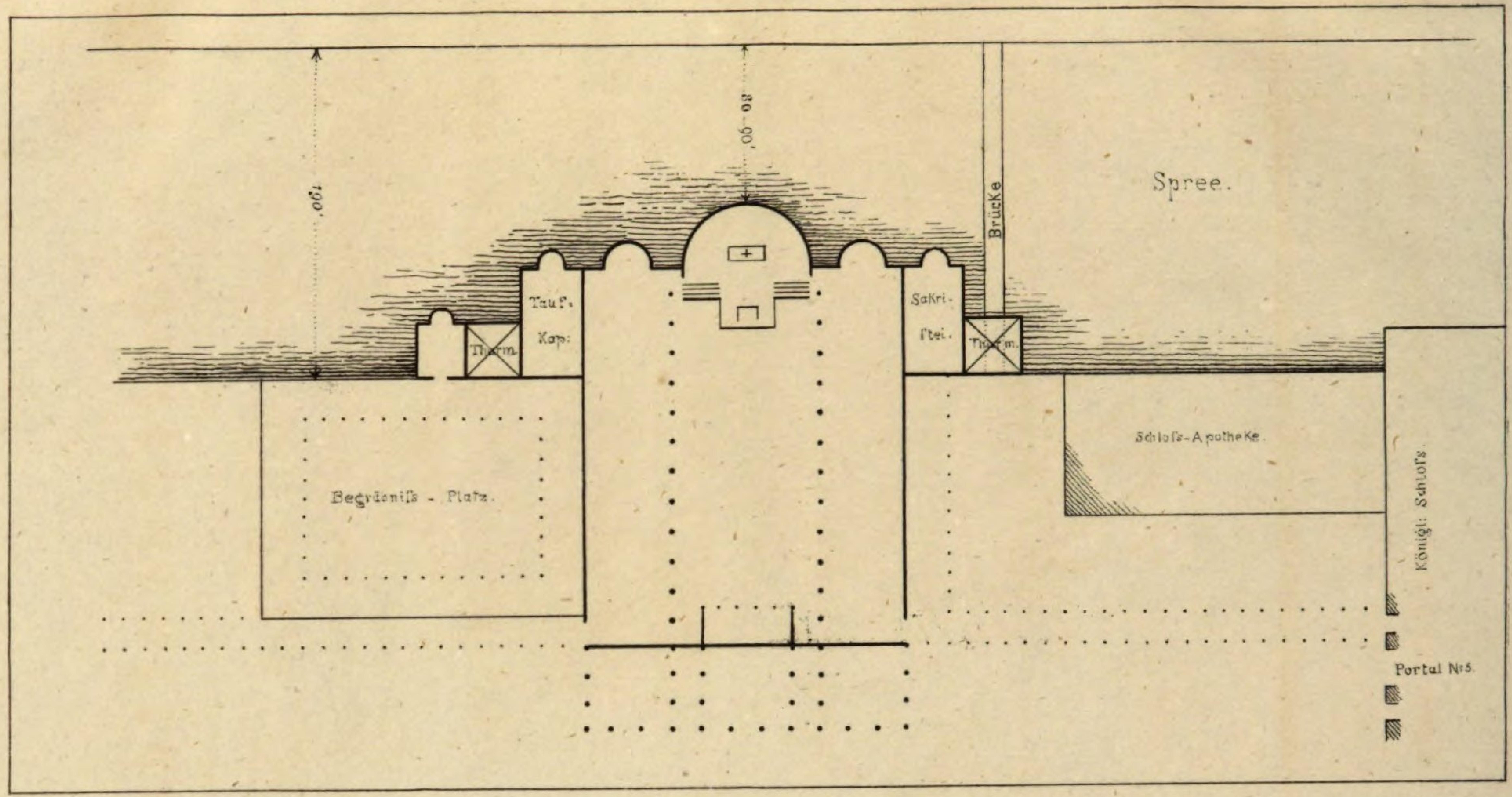
Bor.
65
m

Boruss 65 m

Gans

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

UNGEFÄHRER GRUNDRISS DES STÜLERSCHEN PLANES.



Der

Nationalcharakter

des preußischen Volkes

und

seine historische Entwickelung

während des Königthumes.

Von

C. T. Freiherrn Gans, Edlen Herren zu Putlitz.

Leipzig, 1843.

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

66. B.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Die Geschichte ist der Menschheit das, was dem Einzelnen der Rückblick auf sein vergangenes Leben ist. Nur in der klaren Anschauung der Motive, welche den Einzelnen leiteten und fortrissen auf seiner Lebensbahn, kann er Aufschluß finden für die Vergangenheit; aber auch nur durch sie kann er analoge Schlüsse machen für seine Zukunft. Eben so das ganze Menschengeschlecht. Der eigentliche Nutzen also, den wir aus der Geschichte ziehen, besteht nicht bloß in der Bekanntschaft mit den Begebenheiten der Vorzeit, sondern in der richtigen Auffassung der Motive zu diesen Begebenheiten, wodurch wir zugleich in den Stand gesetzt werden, die Vergangenheit richtig zu würdigen und Schlüsse für die Zukunft zu machen.

Die geistige und politische Ausbildung des Menschen ist nun das Wichtigste und Interessanteste, was uns die Geschichte darbietet, denn wir erkennen darin nicht bloß, was der Mensch ursprünglich war, sondern was er sein kann. Aber der Anfang der Geschichte des Menschengeschlechtes fehlt uns, denn die später verzeichneten Traditionen sind theils zu unausführlich, theils verlieren sie sich in

dem Dunkel der Fabelwelt. Wir würden uns kein klares Bild von der Kindheit des Menschengeschlechts machen können, wenn wir nicht durch Herodot und Tacitus, hauptsächlich aber seit der Entdeckung Americas und späteren Entdeckungen in andern Welttheilen die Bekanntschaft mit Völkern gemacht hätten, auf welche die Civilisation ihren Stempel noch nicht drückte. Hierdurch sind wir in den Stand gesetzt, Schlüsse auf die Kindheit civilisirter Völker zu machen und es bietet sich uns demnach ein Zusammenhang der großen Kette dar, welche die Menschheit in der Geschichte umschlingt. Von der Zeit nun, wo die Schriftsprache uns die Geschichte der einzelnen Völker aufbewahrt, bis auf unsere Tage, können wir mit mehr oder minder Genauigkeit den Gang der Weltbegebenheiten verfolgen. Aber wir dürfen die Kritik nicht aus den Augen setzen, um Wahres von Falschem, um Mögliches von Unmöglichem zu unterscheiden.

Im Verfolg des Studiums der Geschichte bietet sich uns indeß ein auffallender Unterschied zwischen der alten und neueren Geschichte dar. Die alte Geschichte zeigt uns fast nur das Fortschreiten einzelner Völker in ihrer Ausbildung. Es fehlte zu jener Zeit noch das politische Band, welches Völker mit Völkern und das Band ausgebildeter Wissenschaften, welches die Geister der Menschen mit einander verband. Daher auch die Erscheinung in der alten Geschichte, daß die Kultur der Völker nicht regelmäßig fortschritt und daß bei einem Zusammenstoßen mit ungebildeten Völkern oft alle frühere Kultur fast spurlos verschwand. Nur die Civilisation der Griechen äußerte Einfluß auf die Römer, aber beider Völker Kultur ging unter in dem gewaltigen Stoße der Völkerwanderung, kaum daß sich noch Ueberbleibsel der geistigen Ausbildung in den vorhandenen Werken der Alten

unter den Trümmern der Zerstörung retteten, welche die Barbaren des Nordens und später die Sarazenen und Türken anrichteten. So schritt die Ausbildung des Menschengeschlechtes auf Jahrhunderte zurück, bis das Mittelalter aus den übrig gebliebenen Quellen wieder schöpfte und Wissenschaften und Künste aus dem Studium der Werke der Alten hervortauchten.

Ganz anders verhält es sich mit der neuern Geschichte. Die Verbindung der Völker unter einander ist enger. Keine wichtige Begebenheit in einem Staate ist ohne Einfluß auf den andern: keine Erfindung, keine neue Entdeckung, keine neue Idee, keine Meinung in wissenschaftlicher oder politischer Hinsicht, welche sich nicht allgemein mittheilte. Wir konnten in der alten Geschichte die Geschichte anderer Völker entbehren, um die des einen Volkes darzustellen, denn fast nur in ihren Kriegen lagen die Momente ihrer Berührung und ihrer Bekanntschaft mit einander. Aber in der neueren Geschichte würde eine Lücke in der Geschichte eines Volkes entstehen, wenn die Geschichte eines andern sie nicht ergänzte.

Um also die Geschichte unsers Vaterlandes gehörig zu würdigen und zu verstehen, ist es erforderlich, die Geschichte der andern europäischen Völker ebenfalls zu kennen. Es ist erforderlich, die Bildungsstufen zu verfolgen, welche uns nach und nach auf den gegenwärtigen Standpunkt geführt haben und die Motive der politischen Begebenheiten sowohl, als die Anregungen des Geistes zu kennen, mögen solche nun in oder außerhalb unsers Vaterlandes ihren Ursprung genommen haben.

Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann nur das Bild der Nationalität des preußischen Volkes entworfen werden,

wie solche zu der Zeit statt fand, von welcher wir hier ausgehen, nämlich vom Anfange des preußischen Königsthums. Und dies Bild ist uns nothwendig, um die Vergangenheit nicht falsch zu beurtheilen, was so oft geschieht, wenn sie vom Standpunkte der Gegenwart betrachtet wird.

Der Hauptbestandtheil des jetzigen preußischen Staates war zur Zeit der Reformation die Kurmark Brandenburg. Sie können wir als den Kern betrachten, an welchen sich nach und nach die übrigen Landestheile als Aggregate anschlossen. Als Luther durch den Drang der Umstände fortgerissen die Reformation begann, entstand in politischer Hinsicht jene Revolution, welche die Protestanten in dem allgemeinen Begriffe der Reformation, die Katholischen aber unter der Benennung des „Abfalls von der Kirche" fassen. Wohl aber war die eigentliche Reformation etwas ganz anderes als der gleichzeitige, dadurch beförderte Abfall von dem Joche des römischen Stuhles, welches lange schon den Fürsten des christlichen Europa's zur Last gewesen war. Ohne diesen Abfall oder diese Revolution der Fürsten gegen den Pabst würden schwerlich die Völker die Reformation und den Abfall von der Herrschaft des Pabstes durchgeführt haben. Zum Beweise hievon dienen uns hauptsächlich die Staaten des deutschen Kaisers und Frankreich, wo in beiden Ländern die Partheien, welche der Reform anhingen, so bedeutend waren, daß sie mit dem Beistande ihrer Regenten wohl den Sieg davon getragen haben möchten. Unter den Fürsten Deutschlands ergriff auch der Kurfürst von Brandenburg die Parthei der Protestanten. Der Schmalkaldische Bund, der Sieg des deutschen Kaisers bei Nördlingen und der nachherige Religionsfriede waren politische Folgen der Reformation. Aber eben so war auch eine bisher nicht

stattgehabte Selbstständigkeit der protestantischen Fürsten eine Folge derselben, wodurch dann allerdings das Band zwischen den Fürsten und ihrem Oberhaupte gelockert wurde.

Schweden und Dänemark folgten dem Beispiele der deutschen Protestanten und beide Staaten warfen das Joch des Pabstes ab. Die Lehre Luthers wurde angenommen. In England regierte Heinrich VIII., ein leidenschaftlicher strenger Herr, welcher zuerst als Widerleger Luthers in Schriften auftrat, späterhin aber durch die Unnachgiebigkeit des Pabstes bei seiner begehrten Ehescheidung gereizt, selbst von dem Oberhaupte der Kirche abfiel. Die Reformation nahm, als von oben herab geleitet, dort eine andere Gestalt an, als in den vorerwähnten Staaten, und die Episcopal-Kirche in England bewahrt daher in ihrem Ritus viele der katholischen Formen, welche in den andern protestantischen Kirchen abgeschafft wurden.

Anders verhielt es sich in Frankreich. Die katholische Parthei blieb dort die herrschende. In Spanien war die Parthei, die sich zur Reform neigte, zu unbedeutend, als daß sie nicht ohne Schwierigkeiten unterdrückt werden konnte. In den übrigen Staaten des Kaisers wurden die Protestanten ebenfalls durch die Uebermacht unterdrückt.

So schien augenblicklich die Ruhe in Europa wieder hergestellt, und Carl V., der Beschwerlichkeiten seiner mühevollen Regierung müde, legte seine Krone nieder. Hätten seine Nachfolger die Mäßigung Carls gehabt, so wäre vielleicht der Religions-Haß, den die Priester anzufachen sich aus allen Kräften bemühten, nie zu der Höhe gestiegen, wie es zur Schande der christlichen Menschheit geschah. An Duldsamkeit, eine der wichtigsten Tugenden, welche Christus empfahl, und die er selbst in so hohem Grade übte, wurde

nicht mehr gedacht. Sie wurde als Indifferentismus verschrieen und zur Sünde gestempelt. Der fromme Philipp II. ließ zur Ehre Gottes und der katholischen Religion, wie er wähnte, hundert Tausende auf dem Scheiterhaufen sterben, weil sie das nicht glaubten, was ihnen ein Widerspruch zu sein schien. Der Abfall der Niederlande war eine Folge seiner grausamen Maaßregeln, und Spanien versank in eine dumpfe Lethargie. Noch lange werden die Gefilde Spaniens mit Blut gedüngt werden, weil das unglückliche Land vor Jahrhunderten das Schicksal hatte, einen frommen aber unduldsamen König zum Regenten zu haben. Philipp war wirklich nicht das Ungeheuer, zu welchem ihn die Nachwelt machen wollte. Er war nur fromm, aber beschränkt in seiner Frömmigkeit. Die Priester, seine Lehrer, tragen größere Schuld, als er.

So ward nun gegenseitig das Feuer der Zwietracht genährt, ohne zum allgemeinen Ausbruche zu kommen, bis endlich der 30jährige Krieg sich entspann. Schon schien die Parthei der Protestanten in Deutschland gänzlich unterdrückt zu sein, als zu ihrer Rettung der Schweden-König Gustav Adolph herbei eilte. Er hatte den Krieg gegen Pohlen aufgegeben, wo Johann Siegmund als König regierte, nachdem er zuvor die schwedische Krone verloren hatte, weil er gegen den allgemeinen Willen des Volkes den Katholicismus begünstigte. Der Held seines Jahrhunderts erfocht Lorbeeren in Deutschland und seinen Glaubensgenossen die Religions-Freiheit. Aber er fand auch auf seiner ruhmvollen Laufbahn den Tod.

Ohne die Hülfe Schwedens und ohne den Beistand Frankreichs wäre die protestantische Parthei in Deutschland untergegangen. Jetzt erhielt sie sich und nach dreißigjähri-

ger Verheerung gab der westphälische Friede den erschöpften Völkern die Ruhe wieder.

England hatte an dem Kampfe keinen Antheil genommen. Jacob I., obgleich Schwiegervater des Pfalzgrafen Friedrich, hatte dennoch diesen nicht unterstützt. Aber doch müssen wir in England zu dieser Zeit den ersten Keim zu Begebenheiten aufsuchen, welche späterhin nicht allein ganz Europa erschütterten, sondern auch die Veranlassung zur Entwickelung von Meinungen wurde, deren Wirkungen noch jetzt nicht abzusehen sind.

Jacob war ein gutmüthiger aber schwacher Herr. Er hatte nach damaliger Art viel Gelehrsamkeit, worauf er selbst eitel war. Aber es fehlte ihm an Klarheit in seinen Ansichten. Daher das stete Schwanken in seiner Handlungsweise. Von seiner Macht als Regent hatte er eine hohe Idee. Er betrachtete das Volk als sein Eigenthum. Mit dieser Ansicht schrieb er eine Abhandlung über den duldenden Gehorsam und mit dieser Ansicht erzog er seinen Sohn Carl. Als dieser zur Regierung kam, stand wirklich noch die königliche Macht in England auf einem hohen Punkte. Ein Parlament existirte, aber es hatte keine Macht. Carl vertrug ungern den Widerspruch, und als das Parlament sich nicht ganz nach seinem Willen fügte, berief er dasselbe nicht wieder. So regierte er 11 Jahre unumschränkt.

Wenn Carl ein Mann von hohem Geiste und Einsicht gewesen wäre, so hätte er die englische Regierung eben so, wie es in Frankreich geschehen, zum Absolutismus hinführen können. Aber Carl war schwach, stand unter dem Einflusse von Günstlingen und kannte weder das Bedürfniß noch die Wünsche seines Volkes. Dem Katholicismus geneigt, machte er sich eine große Zahl des Volkes abgeneigt.

Dabei fehlte es ihm an Offenheit des Characters. Er trat selten mit seiner Absicht gerade hervor, sondern hielt es für Staatsklugheit, durch verborgene Mittel zu wirken, weshalb man ihn mit Recht der Falschheit beschuldigte. Dabei schwankte er noch mehr als sein Vater in seinen Entschlüssen und erschien deshalb stets inconsequent. Daß ein solcher Character nicht die Achtung des Volkes erwerben kann, ist leicht begreiflich. Carl hatte daher die Meinung des Volkes gegen sich, ohne daß er es wußte und ohne daß selbst seine Lieblinge und Schmeichler es wußten, weil sie eben so wenig als er fähig waren, aus ihrer Einseitigkeit heraus zu gehen. Carl kannte den Geist seines Volkes um so weniger, als derselbe sich in Beziehung auf ihn durch sein Benehmen verändert hatte. Das Mißvergnügen wuchs noch mehr, als Carl sich Willkürlichkeiten erlaubte und diese selbst auf die persönliche Freiheit Einzelner ausdehnte. Hamden war es, der zuerst es wagte, sich zu widersetzen, indem er die Abgabe verweigerte, welche unter dem Namen ship money bekannt ist. Er wurde ins Gefängniß geworfen und wurde so der Märtyrer der gerechten Sache, an dem alle Theil nahmen. Die Verhaftung Hamdens war für Carl mehr als Schlachten, die er nachmals verlor, denn sie schuf Armeen gegen ihn.

In Schottland regte sich ebenfalls der Geist der Unzufriedenheit, und als Carl durch die Umstände sich endlich im Jahre 1670 gezwungen glaubte, ein Parlament zusammen berufen zu müssen, welches er wieder auflösete und ein nochmaliges berief, war es nicht mehr ein Parlament, welches mit seinem Könige gemeinschaftliche Sache zum Wohle des Staats machte, sondern das als sein Gegner auftrat, weil es ihn als den Feind und den Unterdrücker des Volkes an-

sah. Das erste Opfer wurde Lord Strafford, und wohl hatte er Recht, als er sagte: „mein Blut wird nicht das letzte sein, welches in diesem Streite vergossen wird.“ Durch die Zusammenberufung des Parlaments erhielt die Masse der Mißvergnügten einen Vereinigungspunkt. Die offene Fehde brach aus, in der zuletzt Carl ein Opfer seiner Selbsttäuschung wurde. Er endete auf dem Blutgerüste.

Wohl keine Periode in der neuern Geschichte haben wir, welche so folgenreich und deshalb für das Studium der Geschichte so interessant ist, als die Zeit vom Anfange der Rebellion bis zur Revolution in England, denn sie liefert uns gewissermaaßen die Grundlage von den Ereignissen unserer Zeit. Die Ideen, welche in England entwickelt wurden, zum Theil zur eigenen Rechtfertigung, zum Theil aus Ueberzeugungen, welche sich auf Consequenzen stützten, finden wir im Jahre 1789 in Frankreich wieder. Wir sehen hier wie dort das monarchische Prinzip mit dem republikanischen im Kampfe. In beiden Ländern unterliegt das Erstere und das Volk ermordet seinen König. In beiden enden Usurpatoren die Revolution und stellen die Ruhe her. In beiden Ländern findet eine Restauration statt und in beiden bringt es der zweite Regent durch unweise Bigotterie zu einer zweiten Revolution. Andere Dynastien werden zum Throne berufen, aber die monarchische Macht wird in beiden Ländern durch die Constitution beschränkt. Man sieht hier wie da die nämlichen Mißgriffe wiederkehren, man erkennt in den Eigenthümlichkeiten der handelnden Personen die Aehnlichkeit der Charactere bis auf die Verschiedenheit der Namen. Sogar den ungeschliffenen Knox finden wir in unserer Zeit unter einem andern Namen wieder, wenn auch nicht in Frankreich, doch in Deutschland.

Die Ideen von Volksfreiheit und Menschenrechten tauchten auf und bildeten sich zu Systemen. So gelehrt und scharfsinnig diese Systeme auch durchgeführt wurden, so ermangelten sie als solche doch der Wahrheit, wenn auch gleich einzelnen Sätzen in denselben die Wahrheit nicht abzusprechen ist. Der Begriff der Volks-Souveränität, aus welchem späterhin Rousseau und Montesquieu die spitzfindige Lehre des Social-Contractes entwickelten, ist an und für sich schon falsch und wird es noch mehr durch die daraus gefolgerten Consequenzen. Ueberhaupt ist es factisch falsch, den Begriff eines Staates auf Rechts-Ideen gründen zu wollen, da doch grade das Umgekehrte hier Statt findet. So wie die Grammatik nicht die Basis einer Sprache ist, sondern aus einer vorhandenen Sprache abstrahirt wird, so ist die Idee des Rechts nicht die Basis eines Staates und dessen Verfassung, sondern nur die Abstraction der Verhältnisse, welche sich ohne Theorie ausgebildet haben. Wenn nun Verhältnisse sich bilden, welche dem Rechtsgefühle des Menschen widersprechen, so können solche zum positiven Rechte werden, obgleich sie vielleicht der grade Gegensatz des philosophischen Rechtes sind. So kann eine offenbare Ungerechtigkeit statt finden, wenn das positive Recht vernachlässigt oder verletzt wird, ohne daß die Verletzung gegen das dem Menschen inwohnende Rechtsgefühl streitet und umgekehrt. Ein Krieg, eine Revolution sind Zustände, in welchen nicht mehr vom positiven Rechte die Rede sein kann, denn der Rechtszustand ist aufgelöset und an dessen Stelle ist die Gewalt getreten. Aber dennoch können Beide mit dem Rechtsgefühle übereinstimmen, wenn die Motive zu beiden aus der Idee des Rechtes überhaupt hervorgehen. Gewiß wird Niemandes Gefühl gegen die Revolution streiten,

welche einen Nero oder Caligula vom Throne stieß. Aber wie sollte wohl der Beweis des **Rechtes** geführt werden, mit welchem jene Handlungen durchgesetzt wurden?

Es scheint mir hier am rechten Orte zu sein, jene Sätze sowohl, als deren Widerlegungen genauer zu prüfen, um eine richtige Grundlage zu einer haltbaren Theorie zu erhalten.

Das positive Recht ist entstanden, indem man Gesetze als Richtschnur festsetzte, um der Willkühr und der Gewalt zu steuern. Das Gesetz kann aber nur Gewicht haben, so lange eine executive Macht existirt, welche seine Aussprüche durchsetzt. Wenn diese fehlt, so wird das Gesetz factisch null und der ursprüngliche Zustand tritt wieder ein. Das Gesetz soll ferner Mittel zum Zwecke sein, nämlich durch Verhütung der Willkühr das Wohl und Glück der Menschen zu befördern und zu erhalten. Das positive Recht also, als Complexus der Gesetze, ist Mittel und nicht Zweck. Durch die häufige Verwechselung der Begriffe von **recht** und **gut** haben sich indeß falsche Ansichten gebildet, die auch die Gelegenheit zu falschen Theorieen gegeben haben. Die Theorie der Volksrechte und Menschenrechte, aus denen man das Recht eines Volkes zur Empörung gegen seinen Regenten beweisen wollte, ist eine dieser falschen Theorieen. Wenn auch der Regent kein Recht zur Willkühr hat, so folgt daraus nicht, daß das Volk ein solches Recht habe. Die spitzfindige Idee des Social-Contractes entstand dadurch, daß man das **Recht** des Volkes beweisen wollte. Kein Schriftsteller hat klarer und gründlicher das Unrichtige dieses Systemes bewiesen, als **Haller** in seiner Restauration der Staatswissenschaft. Allein, wie es so oft der Fall ist, daß ein denkender Kopf eine Wahrheit erkennt und das Unrich-

tige eines aufgestellten Systems widerlegt, dann aber sich durch falsche Consequenzen verleiten läßt, in den nämlichen Fehler seiner Vorgänger zu verfallen, indem er ein neues System aufstellt, dem ebenfalls die Wahrheit fehlt, so ging es auch Haller.

Er bewies, daß seine Vorgänger Unrecht haben, wenn sie dem Volke ein Recht zugestehen, sich der Willkühr des Regenten zu widersetzen. Er folgert hieraus aber den Gegensatz, daß der Regent ein Recht zur Willkühr habe, indem er die Idee des leidenden Gehorsams der Unterthanen wieder als Grundlage seines Systemes aufstellt. Beide Theile haben recht und unrecht. Recht haben sie darin, daß sie dem Regenten das Recht zur Willkühr und dem Volke das Recht zum Widerstande absprechen. Unrecht haben sie beide wieder, wenn sie dem Einen oder dem Andern ein solches Recht zugestehen. Der Fehler liegt offenbar darin, daß man das, was bewiesen werden sollte, aus einem hier nicht anzuwendenden Satze, nämlich aus der Idee des positiven Rechtes beweisen wollte. Das Recht schien den Verfassern jener Theorieen das höchste. Aber, giebt es denn nicht noch etwas Höheres, als das positive Recht? Ist der Zweck nicht höher als das Mittel und steht das Wohl und Glück der Völker nicht höher als das positive Recht, welches bloß ein Mittel zu diesem Zwecke ist? Betrachten wir die Sache, wie sie in der Wirklichkeit steht. Eine Revolution kann zwiefacher Art sein, einmal kann sie aus dem Interesse Einzelner hervorgehen und kann daher durch wenige Menschen bewirkt werden. Beispiele hiervon liefert uns die alte Geschichte, die italienische und die russische. Wir sehen dort Regenten und Dynastieen durch Andere vom Throne verdrängt; ohne daß das Volk eigentlich

einen Antheil an der Revolution genommen hätte. Eine solche Revolution kann die schändlichsten Zwecke zum Grunde haben und die Folge davon kann für die Völker die härteste Despotie werden. Je gebildeter und moralischer ein Volk im Allgemeinen ist, desto weniger hat der Regent sowohl als das Volk eine solche Revolution zu befürchten.

Zweitens aber kann eine solche Revolution eine Volks-Revolution sein, wie uns die Geschichte der Schweiz, der Niederlande, Englands, Frankreichs und anderer Länder gezeigt hat. Bei diesen Revolutionen ist gar nicht vom Rechte die Rede, sondern von den Umständen, welche die Widersetzlichkeit der Völker als nothwendige Folgen von den Mißgriffen der Regierung hervorriefen. In allen vorhandenen Fällen fanden folgende Ursachen statt. Willkührliche Angriffe der Regenten auf das Vermögen, die Freiheit oder das Leben der Unterthanen, das Fortbestehen von Gesetzen oder das Emaniren neuer Gesetze, welche nicht mit der allgemeinen Meinung des Volkes übereinstimmten; oder, was eine Hauptursache war, Einmischung des Regenten in die Religion der Unterthanen und ein dadurch bewirkter oder befürchteter Religionszwang. Alle diese Verletzungen des Glückes der Völker erregten Abneigung gegen ihre Regenten, und ohne eine vorhergegangene Beurtheilung über Rechte der Völker, wurde die Gelegenheit ergriffen, sich von dem Drucke los zu machen. So war es und so wird es immer sein, trotz aller Theorieen des Gegentheils. Es wird auch keine Rechts-Theorie dies ändern, sondern nur das Vermeiden der angeführten Ursachen kann gegen das Ungeheuer einer Volks-Revolution schützen. Wie aber fast alles Ungemach in dieser Welt auch wieder zum Guten hinwirkt, so können wir nicht leugnen, daß aus den stattgehabten Revolutionen auch wie-

der manches Gute hervorgegangen ist. Die Abschaffung von Mißbräuchen, eine verbesserte Gesetzgebung und vor allen Dingen, die Humanität der Regenten, sind aus ihnen hervorgegangen. Hätte nie eine Revolution statt gehabt, wie würde es um das Wohl der Völker stehen? würde nicht ein allgemeiner Despotismus alles Gute und Edle im Menschen verlöscht haben? wir können hier mit Pope ausrufen: whatever is, is good! und wir sehen auch hierin wieder die Weisheit des Schöpfers, die Alles, auch das, was uns als das Unglücklichste erscheint, zum Guten hinleitet.

Also weder die Rechte der Völker, welche die Lehrer des Social-Contracts zu beweisen suchen, noch der duldende Gehorsam bei einer Unterdrückung, sind Grundlagen zu einem richtigen System, sondern, wie die Wirklichkeit es uns zeigt, das Gleichgewicht, welches dadurch entsteht, daß eine Macht die andere durch Befürchtung der Gewalt in Schranken hält.

Betrachten wir nach dieser Abschweifung noch einmal die Regierung Carls I. Obgleich Carl nicht mit einem ausgezeichneten Geiste begabt war, so fehlte es ihm doch keinesweges an Verstand. Aber beschränkt war allerdings sein Geist, und zwar durch vorgefaßte Meinungen. Die Idee, daß er im Rechte sei, ließ ihn den wirklichen Stand der Dinge übersehen. Es ging ihm, wie es so oft in der Welt geschehen ist: er unterschied nicht die Ansichten einer Parthei von der des Volkes. Es ist überhaupt schwierig, zu beurtheilen: welche Parthei die mächtigste ist, wenn einmal Partheien im Staate da sind. Denn eines Theils zeigt sich dies erst klar, wenn es zum Kampfe zwischen den Partheien kommt; andern Theils aber werden häufig die bisher Neutralen gezwungen, zu einer Parthei überzugehen, weil

sie die andere noch mehr fürchten. Hierdurch entsteht es denn, daß die Parthei, welche sich bei weitem die stärkere wähnt, oft ganz im Nachtheile steht, weil die Neutralen die andere verstärkt haben. Aber schwieriger wird die Beurtheilung noch für den, der einer Parthei anhängt. Denn er sucht nur diejenigen auf, die von seiner Parthei sind, und vermeidet die anders denkenden. Was ist also natürlicher, als daß Jemand, der auf diese Weise nur auf Gleichgesinnte stößt, auf den Gedanken kommt, seine Gesinnungen seien die allgemeinen? Am schwierigsten aber ist es für einen Regenten, dies zu beurtheilen. Denn, wenn er einmal den Fehler begangen hat, eine Parthei zu begünstigen, so kann er fast gar nicht mehr erfahren, was eigentlich die allgemeine Ansicht sei. Denn theils läßt seine Parthei ihn die Ansicht der andern gar nicht erfahren, theils aber wird von ihr ein Jeder, von dem man fürchten könnte, daß er die Wahrheit zur Sprache brächte, gleich in ein solches Licht gestellt, daß der Regent ihn mit Mißtrauen ansieht. Der Regent hat, sobald er sich zu einer Parthei hinneigt, eigentlich schon seine Herrschaft über sein Volk aufgegeben, um sich zum Haupte einer Parthei zu machen, deren Macht er nicht zu beurtheilen im Stande ist. In diesen Fehler verfiel Carl. Seine Günstlinge und alle diejenigen, welche ihres Interesses wegen zu Schmeichlern herabsanken, hatten sein Ohr, während er rechtlichen Männern mißtrauete. So schildern ihn Clarendon und Whitelok, der eine von der royalistischen, der andere von der parlamentarischen Parthei: beide wohl unstreitig diejenigen Geschichtschreiber, welche das mehrste Vertrauen verdienen. Seine Hinneigung zum Katholicismus ist wohl unverkennbar. Und die Hartnäckigkeit, mit welcher er sich gegen die Wünsche seiner prostetantischen

Unterthanen um Liturgieen und Gewänder der Geistlichkeit bekümmerte, erregte bei diesen um so mehr die Befürchtung, daß er verstohlener Weise auf den Katholicismus hinarbeite. Hierdurch verlor er das Vertrauen des Volkes um so mehr, da nichts ein Volk mehr betrifft, als grade seine Religion, weil diese einem Jeden angeht. Er wagte also das Gefährlichste, was ein Regent nur wagen kann; er tastete die Religion des Volkes an und ließ Veränderungen darin befürchten.

Als sein Sohn Carl II. durch die Restauration wieder auf den englischen Thron kam, wurde durch das Parlament, wie es noch jetzt existirt, die königliche Gewalt beschränkt und in bestimmte Formen gebracht. Carl II., der wohl in den meisten Dingen gegen seinen Vater zurückstand, hatte die Klugheit, die Sachen so aufzufassen, wie sie sind. Er sah schon das Schicksal seines Bruders und sagte es ihm im Voraus. Als dieser unter dem Namen Jacob II. auf den Thron kam, währte es nicht lange, bis seine Bigotterie und seine Neigung zum Katholicismus ihn wieder desselben verlustig machten. Hiermit endigte diese Periode der englischen Geschichte, welche für England sogleich, und nach und nach für Europa so folgenreich wurde.

Durch den westphälischen Frieden erhielt Deutschland manche Umgestaltung. Der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm erhielt einen Zuwachs von Ländern, und sein Staat nahm in jeder Beziehung unter seiner langen und einsichtsvollen Regierung zu. Friedrich Wilhelm, mit Recht in der Geschichte der Große genannt, legte den Grundstein zu Preußens nachmaliger Größe. Sein Sohn Friedrich erhob Preußen zu einem Königreiche und nannte sich vom Jahre 1701 an König in Preußen.

Zustand der Nation um das Jahr 1701.

Friedrich I., König in Preußen, war unumschränkter Herr in Preußen. Die Kurmark Brandenburg, das älteste Erbland der jetzigen preußischen Monarchie, so wie alle übrigen Länder in Deutschland, welche unter Friedrichs Regierung standen, waren Theile des deutschen Reichs; und wenngleich Friedrich ihr Beherrscher war: so stand er doch als solcher unter Deutschlands Oberhaupte, dem römischen Kaiser, und unter den Gesetzen, welche das Band des deutschen Staatskörpers ausmachten. Der Regent hatte Rechte, es hatte das Volk seine Rechte, beide durften die Aufrechthaltung derselben von ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem Kaiser, erwarten. Friedrich war also nicht unumschränkter Herr in seinen deutschen Erblanden, die Constitution Deutschlands stand seiner Willkür entgegen. So vortrefflich aber auch im Ganzen genommen die Constitution Deutschlands in ihrer Absicht war, so hatte sie doch den Fehler, daß es ihr an Mitteln gebrach, sich gegen Angriffe aufrecht zu erhalten. Diese Schwäche hatte schon Friedrichs Vater, der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große, zu benutzen gewußt, und auch Friedrich strebte dahin, die Bande lockerer zu machen, welche ihn an den deutschen Reichskörper fesselten. Zu mächtig war er, als daß der Kaiser ihn nicht hätte fürchten sollen, zumal da er mit den übrigen protestantischen Fürsten Deutschlands sowohl, als mit andern europäischen Mächten in Verbindung stand. Das Haus Oestreich, welches nach der Alleinherrschaft Deutschlands gestrebt hatte, fürchtete diese Verbindungen um so mehr, da Preußen seit dem 30jährigen Kriege einen bedeutenden Zuwachs an Macht erhalten hatte. Manches konnte daher der mächtige Vasall gegen die Rechte

Deutschlands ungestraft vornehmen, was dem Kleineren nicht nachgesehen worden wäre, und der Kaiser, zufrieden, als solcher nur noch vom Könige Preußens anerkannt zu werden, mischte sich nicht in das, worin der König in seinen Staaten gegen die deutsche Constitution fehlte. Die Constitution in den deutschen Ländern Friedrichs hatte also nach und nach eine wesentliche Veränderung erlitten, denn nicht mehr der Kaiser und die vereinigte Macht des deutschen Reiches waren es, von denen sie ihre Aufrechthaltung zu erwarten hatte, sondern sie fing an, unabhängig von Deutschlands Interesse eine für sich bestehende Constitution zu sein, obgleich die äußere Form noch beibehalten war. Sie hatte jetzt als abgerissener Theil des Ganzen nicht mehr die Macht, sich gegen die Willkür des Regenten aufrecht zu erhalten und nur einer moralischen Idee verdankte sie noch ihre Erhaltung.

Es wird hier nicht überflüssig sein, einige Bemerkungen über Constitution im Allgemeinen zu machen.

Die Constitution eines Staates sind dessen Grundgesetze oder der Inbegriff derjenigen Gesetze, welche das Verhältniß des Regenten (oder der Regierenden in einer Republik) zum Volke und des Volkes zum Regenten, also beider Theile gegenseitige Rechte feststellen. Die Constitution kann sich nun entweder aus dem Staatsleben nach und nach herausgebildet haben, oder sie ist Folge gegenseitiger Uebereinkunft. So wie aber, wie schon oben gezeigt ist, ein jedes Gesetz nur so lange Wirksamkeit haben kann, als ihm eine executive Macht zur Seite steht, so kann das Leben einer Constitution nur so lange dauern als jene Macht. Diese Macht aber in der politischen Gewalt suchen zu wollen, wie alle neueren Systeme es thun, ist mindestens gesagt etwas Unrichtiges, das weder mit der Erfahrung übereinstimmt, noch überhaupt

möglich ist, weil es einen Widerspruch enthält. Denn, wenn ein Theil sich Eingriffe in die Rechte des Andern erlaubt, so können nur zwei Fälle eintreten, nämlich, daß entweder der verletzte Theil die Kränkung seiner Rechte duldet, oder, daß er ihr Gewalt entgegen setzt. In beiden Fällen aber entscheidet nicht mehr das Gesetz, und der Rechtszustand ist also aufgelöset. Die Geschichte zeigt uns zur Genüge Beispiele hiervon. Wir sehen die römische Republik, deren Verfassung sich aus dem Leben herausgebildet hatte, durch Julius Cäsar über den Haufen geworfen, nachdem sie Jahrhunderte lang den Stürmen von innen und außen widerstanden hatte. Wir sehen, wie in Frankreich nach und nach die Constitution der gänzlichen Willkür der Könige Platz machte. Wir sehen, wie im offenen Kampfe beider Partheien in England die Gewalt des Volkes obsiegte und den Thron der Könige zertrümmerte. Es würde überflüssig sein, die Beispiele zu häufen. Genugsam geht daraus hervor, daß das Gesetz allemal der Gewalt weichen muß, und daß es bei dem Kampfe nur darauf ankommt, wer von beiden Theilen der mächtigste und der Sieger ist. Also nicht in politischer Gewalt müssen wir die Stütze einer Constitution suchen. Die einzige Stütze einer Constitution kann nur eine moralische Idee sein. Die Rechtlichkeit beider Theile, deren keiner das gegebene Wort brechen will, ist die einzige directe Macht, welche die Constitution aufrecht erhalten kann: die Furcht, einen Theil seiner Rechte oder vielleicht sie ganz zu verlieren, ist ihre indirecte Stütze.

Aber nun fragt es sich: wozu soll denn überhaupt eine Constitution dienen und welche Vortheile oder Nachtheile gehen aus ihr hervor?

Der Zweck einer Constitution ist das Wohl des Staates

in sofern, als aus der Aufrechthaltung der Grundgesetze eine Sicherstellung der bestehenden Rechte des Regenten sowohl, als des Volkes hervorgeht. Nehmen wir nun an, daß beide Theile von der moralischen Idee des Worthaltens beseelt sind, so wird die Constitution von Bestand sein, dann kann sie entweder in gesetzgebender oder berathender Beziehung in Wirkung treten, denn Steuerbewilligungen sind in der ersten enthalten. Aber hier zeigt sich leider die schwache Seite einer Volksvertretung. Unmöglich können die aus dem Volke gewählten Repräsentanten alle oder der größern Zahl nach, Männer sein, welche die Fähigkeit haben, das so schwierige Amt der Gesetzgebung zu handhaben. Es fehlt ihnen auf ihrem Standpunkte nicht allein die Uebersicht, sondern sie sind größtentheils bei Weitem nicht wissenschaftlich genug ausgebildet, um einmal die wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung beurtheilen zu können. Eben so geht es ihnen als berathender Versammlung. Sie **können** in allen nicht ganz einfachen Fällen, in welchen ihr Rath ohnehin überflüssig ist, keinen Rath ertheilen, weil sie die Gegenstände nicht verstehen, über welche sie Rath ertheilen sollen. Man mache hier nicht den Einwand, daß sich doch immer Einzelne in solchen Versammlungen finden, welche die erforderliche Einsicht haben. Denn deren sind so wenige, daß sie nie die Mehrheit der Stimmen erzwingen können, da ein jeder Repräsentant ein gleiches Stimmrecht ausübt. Ueberhaupt aber ist eine größere Versammlung, mag sie auch aus den tüchtigsten Männern bestehen, nie fähig, ein Gesetz so gut abzufassen, wie irgend ein Einzelner von mittelmäßigen Fähigkeiten. Denn wenn die einzelnen Paragraphen eines Gesetz-Entwurfes in einer größeren Versammlung berathen werden, so kann man es nicht vermeiden, daß bei den ver-

schiedenen Ansichten der Mitglieder Mehrere für und Andere gegen einen Satz oder dessen Fassung stimmen. Hiervon ist denn allemal die Folge, daß der ganze Plan des Entwurfes verloren geht, und zuletzt die Arbeit oft aus ganz unzusammenhängenden Stücken besteht.*) Soll aber bloß die Annahme eines Gesetzes bejaht oder verneint werden, so ist vielleicht die Fassung eines Paragraphen die Ursache, daß ein zweckmäßiges Gesetz verworfen wird, oder die Stimme eines Mitgliedes, welches beim Vorlesen nicht aufmerksam gefolgt, wird vielleicht die Ursache der Annahme eines unzweckmäßigen Gesetzes. Mit dem Rathe einer solchen Versammlung steht es nicht besser, nur mit dem Unterschiede, daß die Regierung nicht nöthig hat, ihn zu befolgen. Nun aber treten noch alle die Fälle ein, wo nicht Ueberzeugung, sondern Leidenschaften die Berathungen leiten. Ehrgeiz, Eitelkeit, Einbildung von sich sind noch die am wenigsten schädlichen dieser Motive. Aber eigenes, oder das Interesse eines Standes, Rachsucht, Neid, Feindschaft, Haß, oft gegen

*) Wir haben in der Stände-Versammlung einmal den Fall gehabt, daß ein Gesetzentwurf bearbeitet und Paragraph nach Paragraph zur Discussion gebracht wurde. Der erwähnte Fall trat ein. Es wurden, nachdem die einzelnen Paragraphen durch Stimmenmehrheit festgestellt worden waren, dissentirende Vota gegen den ganzen Entwurf eingereicht, und es fand sich zuletzt, daß auch nicht ein einziges Mitglied der ganzen Versammlung übrig geblieben war, das nicht gegen den Entwurf protestirt hätte, obgleich sämmtliche einzelne Paragraphen desselben durch Stimmenmehrheit festgesetzt waren. Unmöglich konnte nun eine solche Arbeit als die Quintessenz der Berathung eingereicht werden, da sämmtliche Verfertiger derselben dagegen protestirten. In diesem dilemma wurde der einzige Ausweg eingeschlagen, der zu erwählen war: nämlich man bekannte geradezu, wie die Arbeit entstanden sei. Aber hierdurch sprach man auch eigentlich allen Arbeiten der Art das Urtheil.

ein einzelnes Mitglied der Versammlung, und nun das Heer von Vorurtheilen aller Art wirken oft der Vernunft und der Rechtlichkeit entgegen. Eine solche Versammlung wird häufig das Hemmniß des Guten, statt es zu befördern. Um diesem Unwesen zu begegnen, was bleibt da der Regierung übrig, als auf Umwegen das zu erreichen, was sie als zweckmäßig oder nothwendig erkennt? Daher erkaufte Stimmen, sei es durch Geld oder andere Mittel, wodurch das Interesse oder die Eitelkeit genährt wird. So zeigt es uns die Erfahrung in England und in allen Ländern, wo in der neuesten Zeit Constitutionen eingeführt sind. Aber so wird auch das Wesentliche aufgeopfert um den Schein zu erhalten.

Nehmen wir nun aber an, daß jene moralische Idee nicht so stark ist, die Constitution aufrecht zu erhalten, so wird wieder der Fall eintreten, daß bei einer Regierung, unter welcher sich das Volk wohl fühlt, die Repräsentanten in einen politischen Indifferentismus verfallen, welcher etwaigen Eingriffen keinen Widerspruch entgegen setzt. Bei einer Regierung aber, die Mißvergnügen im Volke erregt, wird die Repräsentation der Heerd des Mißvergnügens und das Volk gewinnt leicht einen Anhaltspunkt zu offener Empörung. Beispiele hiervon sind das Longparliament in England und die Zusammenberufung der Notablen in Frankreich.

Einen directen Nutzen gewährt daher die Constitution keinem Volke. Der einzige indirecte Nutzen möchte am Ende nur der sein, daß die Regierung bei einer Constitution leichter den Umsturz des Ganzen zu befürchten hat, als ohne Constitution und deshalb eher abgehalten wird, in Willkür und Despotismus auszuarten.

Hieraus würde der Satz zu abstrahiren sein, daß moralische Ausbildung des Menschengeschlechts, woran Regenten

und Völker Theil nehmen, das directe Prinzip sei, welches uns gegen Willkür und Despotie schützt, und Furcht vor dem Umsturze des Bestehenden das indirecte Prinzip.

Eine andere Frage kann indeß aufgeworfen werden, nämlich: Ist es nach dem Gesagten überhaupt und unbedingt zweckmäßig, keine Constitution in einem Staate einzuführen? oder, kann solches dennoch unter Umständen Bedürfniß für den Staat werden? Hier muß offenbar die erstere Frage verneint und die letztere bejaht werden. Wenn nämlich die öffentliche Meinung sich allgemein für eine Constitution ausspricht, so kann es die Klugheit gebieten, derselben nachzugeben, selbst wenn der Regent die feste Ueberzeugung hegt, daß die Einrichtung dem geträumten Zwecke nicht entspricht.

Erwähnung verdient es aber zur Ehre der Menschheit, daß Constitutionen, obgleich sie ihre Schattenseiten haben, doch Jahrhunderte lang, bloß auf eine Idee gestützt, bestanden haben, wie dies mit der deutschen Constitution der Fall gewesen ist und mit der englischen noch statt findet.

Kommen wir jetzt wieder auf Preußens Verhältniß zurück. Die Constitution in den deutschen Ländern des Königs beruhete also wie alle Constitutionen auf dem gegenseitigen Vertrauen. So unbedeutend die Rechte der Stände gegen die Willkür des Regenten auch schienen, so konnte doch dieser nicht geradezu ohne Einwilligung der Erstern neue Steuern auflegen. Man beobachtete wenigstens damals noch einigermaßen die Form, und ständische Deputirte, welche aus den Gutsbesitzern (damals noch bloß Adel) und aus den Städten zur landschaftlichen Versammlung geschickt wurden, berathschlagten sich mit dem Commissär des Regenten über die verlangte Abgabe, hauptsächlich aber über die Vertheilung derselben.

Bei dem damals in ganz Deutschland, außer in einigen Reichsstädten, allgemeinen ganz aristokratischen Verhältnisse spielte auch zu jener Zeit in allen deutschen Ländern sowohl als in Preußen der Adel die Hauptrolle im Volke. Wenn auch schon der Geist des Mittelalters in dem deutschen Adel erloschen war, so hatte derselbe doch noch manche Grundsätze festgehalten, wodurch er sich überredete, daß er von Natur ein höheres Wesen sei, als der Nichtadelige. Begütert wie dieser Stand damals noch war, konnte er durch äußere Mittel seine Ansprüche noch geltend machen, auch wurde es ihm durch diese Mittel erleichtert, sich eine größere Ausbildung zu verschaffen, als die übrigen Stände mit eingeschränkteren Mitteln. Zwar gründete sich diese Ausbildung im Ganzen mehr auf gesellige Mittheilung als auf wissenschaftliches Studium. Aber bei dem damals noch sehr niedrigen Stande der Bildung überhaupt, war eine auch nur auf Formen gegründete Bildung schon von Einfluß. Alles Uebergewicht, sei es ein geistiges, politisches oder materielles wird nie ohne Einfluß bleiben und stets ein Vorurtheil für sich haben. Das Vorurtheil für den höheren Stand des Adels und seine Vorzüge durch Bildung und Vermögen erhielten ihm bei dem Bürgerstande sowohl wie bei dem Bauernstande eine Achtung, deren er in den damaligen Verhältnissen auch wohl nicht unwerth war. Vom Regenten ward derselbe ebenfalls begünstigt. Man gab ihm die ersten Ehrenstellen im Staate, er wurde im Civil-Fache befördert und im Militär besaß er fast ausschließlich die Offizierstellen. Ein gewisses Ehrgefühl ward im Adel erhalten und vorzugsweise bei dem Militär. Ein Offizier, welcher der Ehre entsagte, ward vom eigenen Stande verachtet und nicht mehr als des Adels werth behandelt. Diesem Ehrgefühle unter

den Offizieren der preußischen Armee ist gewiß Vieles zuzuschreiben, was das preußische Militär späterhin leistete. Wenn auf der einen Seite aber auch der Adel durch seine Vorzüge sich die Achtung der andern Stände erhielt, so ist auf der andern Seite auch nicht zu leugnen, daß durch seine Anmaßungen in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens er sich den Neid und den Haß der andern Stände zuzog, denn es liegt im menschlichen Character gegründet, auf Ueberlegenheit Stolz zu bauen und dieser erregt natürlich Neid und Haß. Aber dergleichen Verhältnisse traten damals weniger hervor, als in späterer Zeit, weil die Stände abgeschlossener von einander lebten, als nachmals. Das Leben war zu jener Zeit einseitiger und bot daher weniger Berührungspunkte dar.

In eben dem Maße, wie der Adel einseitig war, war es auch der Bürgerstand, und der Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten dieses Standes, welcher jetzt so wesentlich ist, fand nur als Ausnahme statt. Von der andern Seite aber betrachtete sich der Bürger wieder als mehr wie der Bauernstand, denn er war freier als dieser und verschaffte sich theils durch größere Wohlhabenheit, theils durch das Zusammenleben in den Städten, wo der Schulunterricht besser als auf dem Lande war, etwas mehr geistige Ausbildung, als der Bauer. Mit diesen seinen Vorzügen zufrieden, strebte der Bürger nur dahin, sie zu erhalten, ohne daß der mehrbegüterte Adel großen Neid bei ihm erregt hätte.

Der Bauer kannte damals noch sehr wenig Bedürfnisse, er begehrte ihrer also nicht. Er arbeitete, um sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Zufrieden, wenn er in seiner Lage blieb, hatte er keinen Begriff davon, eine

andere Lage zu wünschen, und der Gedanke, „mein Vater lebte und wirthschaftete auch so" war dem Sohne hinreichend, um mit dem zufrieden zu sein, was der Vater gehabt hatte. Selbst der Leibeigene fühlte sich durch seine Einschränkung nicht minder glücklich als der Koßäte oder der erbliche Eigenthümer, denn er wußte, daß sein Hof dem Gutsherrn gehörte und erkannte es als eine Wohlthat an, daß dieser ihm denselben zu seiner Benutzung und zu seinem Unterhalte überlassen hatte. Ueberhaupt war die Leibeigenschaft, welche nur in einigen Provinzen des preußischen Staats statt fand, weniger drückend für den Leibeigenen, als man sie in neuerer Zeit verschrieen hat. Es kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß es dem Gutsherrn bisweilen möglich war, seinen leibeigenen Bauer zu drücken, ohne daß er sich dadurch die Ahndung der Gesetze zugezogen hätte, und aus diesem Grunde allein war die Abschaffung der Leibeigenschaft wünschenswerth und zweckmäßig. Aber eines Theils waren dergleichen willkürliche Bedrückungen nur selten, weil sie dem rechtlichen Gefühle des Menschen entgegen streben, andern Theils aber bestand diese Bedrückung mehr in der Idee derjenigen, welche das Verhältniß nicht kennen, als in der Wirklichkeit. Einzelne Fälle sind nur Ausnahmen von der Regel. Es giebt auch jetzt noch Fälle, wo der Vater den Sohn, der Herr den Diener willkürlich und nach Launen behandelt, aber dies sind Ausnahmen, die nicht als Beweise von Unterdrückungen im häuslichen Verhältnisse hervorgehoben werden können. Wie gering auch der Druck der Leibeigenschaft in der Wirklichkeit gewesen sein muß, beweiset die Unzufriedenheit der Leibeigenen selbst, die sich in einigen Provinzen gegen die in neuerer Zeit erfolgte Aufhebung jenes Verhältnisses aussprach, in welchem sie sich bisher

zufrieden und glücklich gefühlt hatten. Dies ist namentlich in Preußen und Schlesien oft der Fall gewesen.

Bei dem Koßäten, der von neueren unkundigen Schriftstellern oft mit dem Leibeigenen verwechselt wird, fiel der Einwand, den man gegen die Rechtlichkeit des vorigen Verhältnisses machen konnte, fort, denn dieser war freier Mensch und es stand in seinem Willen, sein Verhältniß zum Gutsherrn aufzugeben. Der freie Eigenthümer war ebenfalls in Bezug auf seine Person frei, und die etwaigen Einschränkungen seiner Freiheit in Hinsicht seines Grundstücks waren nicht mehr hart oder unrechtlich, als die Beschränkungen, welche aus einem Erbpachtsverhältnisse oder aus einem Vorbehalte bei einem Verkaufe oder einer Schenkung hervorgehen.

Im Allgemeinen nun gingen mit Ausnahme einzelner Provinzen die Bauerhöfe im preußischen Staate ohne Theilung auf einen Besitzer über und gewöhnlich erhielt der älteste Sohn, oder, wenn dieser unfähig zur Verwaltung desselben war, ein anderer Sohn oder Kind den Hof, welchen der Vater besessen oder bewirthschaftet hatte. Bemerkt muß aber werden, daß damals noch der Werth eines Bauerhofes in manchen Gegenden so unbedeutend war, daß bisweilen der Bauer denselben aufgab und der Gutsherr das schlechte Inventarium verbessern mußte, um nur Jemand zu finden, welcher den Hof wieder annahm. Fälle der Art ereigneten sich in der Mark noch in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Mir sind dergleichen Fälle bekannt, wo Höfe aufgegeben worden sind, die jetzt mit 6 bis 8000 Thlr. bezahlt werden.

Das Verhältniß der bäuerlichen Besitzungen näherte sich im Allgemeinen dem Lehnsverhältniß, aus welchem es auch ursprünglich, wie bekannt, entstanden war und welches zwi-

schen dem Regenten und dem Adel ebenfalls fortbestand. Eine Folge davon, daß ein Hofbesitzer allein und ohne Herausgabe von Geld an seine Geschwister, den Hof besaß, war die, daß der Bauernstand im Allgemeinen nicht mit großen Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, und großen Theils auch im Verhältniß zu seinen Bedürfnissen wohlhabend war.

Der nämliche Grund der bleibenden Wohlhabenheit in dem Bauernstande fand aber auch bei dem Adel statt und dies verdankte derselbe seinen Lehngütern. Der Gutsbesitzer durfte ohne lehnsherrlichen Consens sein Grundstück so wenig veräußern als verschulden. Und, obgleich das longobardische Lehnrecht hier nicht mehr ganz in seiner ursprünglichen Form bestand: so war außer der Theilung der Lehngüter unter die Successores (nicht Erben) doch noch dasjenige davon übrig geblieben, was zur Erhaltung des Wohlstandes der Familien gereichte, welche Lehngüter besaßen. Die Töchter erhielten keinen Theil der Substanz, sie verblieb daher ganz den männlichen Mitgliedern der Familie.

Dies war das Verhältniß des Adels, des Bürger= und Bauernstandes in den Staaten des Königs.

Was nun die Religion des Volkes betraf, so war die protestantische, und zwar nach der lutherischen Confession, die vorherrschende. Das Herrscherhaus war zur reformirten Kirche übergegangen.

Der Zustand wissenschaftlicher Bildung war damals in Deutschland noch nicht so hoch gestiegen, daß der Geist des Forschens ein Bedürfniß darin hätte finden sollen, die Wahrheiten der Religion zu ergründen. Man begnügte sich allgemein damit, das zu glauben, was gelehrt wurde, ohne

sich weitere Mühe zu geben, darüber nachzudenken. Dies überließ man dem Theologen.

Die Wissenschaften waren in Deutschland noch sehr zurück. Das Studium der alten Classiker war es hauptsächlich, worin man eine wissenschaftliche Ausbildung suchte. Die französische und englische Literatur, beide schon auf einem hohen Punkte der Ausbildung, waren den deutschen Gelehrten fast ganz unbekannt. Eben so ging es ihnen mit der italienischen. Zwar wurde die französische Sprache in den Hofzirkeln gesprochen und es gehörte zum guten Ton, mit ihr vertraut zu sein. Aber eigentliche Gelehrte verstanden sie kaum, und die englische und italienische Sprache waren ihnen ganz fremd. Die Richtung der gelehrten Bildung war noch einseitig und wurde außer den alten Sprachen hauptsächlich nur auf einzelne Zweige des Wissens gerichtet. Philologie, Rechtsgelehrtheit, Theologie, Medizin, Philosophie waren es hauptsächlich, die eines gründlichen Studiums werth gehalten wurden und in denen deutsche Gelehrte Etwas leisteten. Andere Wissenschaften und die schönen Wissenschaften wurden fast gänzlich vernachlässigt. Aber auch jene genannten Fächer wurden ohne Kritik getrieben, woher es denn kam, daß man sich mehr oder weniger in dem nämlichen Kreise bewegte, ohne erhebliche Fortschritte zu machen. Zwei Wissenschaften fingen in dieser Zeit an, sich ihrem Ende zu nahen. Dies waren die Astrologie und die Alchemie. Die Erstere machte nach und nach der Astronomie Platz, die Letztere der Chemie, ein Schicksal, welches mit dem Fortschreiten geistiger Ausbildung wohl noch andern Wissenschaften bevorsteht. Die Wahrheiten, welche in diesen Wissenschaften mit den Absurditäten vermischt waren, konnten nicht mit den Systemen untergehen, in die man sie verflochten hatte: sie

haben sich in andere Wissenschaften gerettet und werden sich darin retten, so lange, als der denkende Mensch noch im Stande ist Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden.

Die lateinische Sprache war es übrigens, in welcher alles Wissenschaftliche abgefaßt wurde. Die deutsche Sprache war noch nicht hinreichend ausgebildet zu diesem Behufe; und wer sollte an ihrer Ausbildung arbeiten, da die Gelehrten sie selbst noch vernachlässigten? So vernachlässigt, diente sie nur dem Bedürfnisse im gewöhnlichen Leben und es war daher nicht zu verwundern, wenn Personen von mehr als gewöhnlicher Bildung sich zu der verfeinerten französischen Sprache hinwandten. Dadurch wurde nach und nach der Geschmack gebildet. Und wenn auch die erste Folge des gebildeten Geschmackes die Vernachlässigung der Muttersprache war, so ist doch in der Folge der Geschmack wieder die Ursache der Ausbildung unserer Muttersprache geworden. Wie aber Alles vom Kleinen zum Großen fortschreitet, so war die Zahl derer freilich noch klein, die auf eine Ausbildung der bezeichneten Art Anspruch machen konnten. Selbst der Adel, wenn er nicht in den höhern Kreisen lebte, stand noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung. Dem gelehrten Stande widmete er sich selten und seine ganzen Kenntnisse beschränkten sich in der Regel auf Lesen und Schreiben. In vielen Theilen der Mark, und in Pommern, wo der niedersächsische Dialekt oder das sogenannte Plattdeutsch die Sprache des Volks ist, sprach auch der Adel noch diese Sprache, die erst nach und nach dem obersächsischen Dialekte oder dem hochdeutschen Platz machte, als dieser eine größere Ausbildung gewann.

So war der Standpunkt des Volkes, als Friedrich Preußen zum Königreiche erhob.

Erste Periode.

Von der Erhebung Preußens zum Königreiche bis zum Ende des 7jährigen Krieges.

Friedrich I., König in Preußen, war unumschränkter Herr in Preußen. Denn, obgleich die Krone Polen noch Ansprüche auf die Oberlehnsherrlichkeit Preußens hatte, so erkannten die Regenten aus dem Hause Hohenzollern solche schon lange nicht mehr an, und Polen hatte sie factisch aufgegeben. In Bezug auf seine übrigen Länder stand Friedrich als Vasall unter dem deutschen Kaiser. Jetzt in die Reihe der Könige eingetreten, suchte Friedrich, der ohnehin ein prachtliebender Herr war, durch Glanz und Aufwand seiner königlichen Würde ein Ansehen zu geben. Dem Adel ging es, so wie es in Frankreich geschehen war. Er wurde durch das Hofleben zu Verschwendungen verleitet, welche die Vermögensumstände Vieler zerrütteten. Als Friedrich starb, hinterließ er seinem Sohne, Friedrich Wilhelm I., ein verschuldetes Land.

Streng in seinen Grundsätzen und fest in seinen Vorsätzen ging Friedrich Wilhelms Bestreben dahin, durch Sparsamkeit das wieder zu ersetzen, was unter der vorigen Regierung verschwendet war. Er erreichte bald seinen Zweck, und da Sparsamkeit seine Neigung war, so legte er durch

das Ansammeln eines bedeutenden Schatzes den Grund zu jenem großen Gebäude des Ruhmes, welches Friedrich der Große sich nachmals errichtete. Friedrich Wilhelm besaß außer dem Hange zur Sparsamkeit fast nur eine herrschende Neigung, nämlich die, ein möglichst großes und wohlorganisirtes Heer zu besitzen. Unmöglich hätte er dies aber bewerkstelligen können, wenn er alle Truppen hätte mit Geld anwerben sollen. Er errichtete daher zu diesem Zwecke das sogenannte Cantonwesen. Nach der Cantoneinrichtung wurde einem jeden Regimente ein District angewiesen, in welchem dasselbe sich aus den größten und zum Kriegsdienste tauglichen jungen Leute seinen Bedarf an Ersatzmannschaft auswählen konnte. Durch die Cantongesetze war der Adel, einige Städte, die Söhne der höhern königlichen Offizianten und der Geistlichen von der Verpflichtung zum Kriegsdienste ausgenommen. Eben so wurde billige Rücksicht auf diejenigen Söhne der Bürger und Bauern genommen, welche die väterlichen Grundstücke erhielten, damit die Gewerbe, zu deren Schutz das Militär da ist, nicht litten. Um dem Lande aber nicht zu viel arbeitende Hände zu entziehen, wurden bei einem jeden Regimente eine bestimmte Anzahl Ausländer angeworben, welche in den Garnisonen blieben und den Dienst versahen, während viele der Landeskinder außer der jährlichen Exercierzeit beurlaubt wurden, und ihre Geschäfte als Handwerker, Tagelöhner oder Knechte in den Provinzen, wo sie zu Hause gehörten, verrichten konnten. Dem Adel stand es frei, Kriegsdienste zu nehmen und ihm war das Recht vorbehalten, als Offizier im Militär zu dienen. Bei dieser Organisation des Heeres wurde aber die frühere Einrichtung der sogenannten Ritter- oder Lehns-Pferde, nach welcher ein oder mehrere Lehngutsbesitzer einen

ausgerüsteten Reiter im Falle eines Krieges stellten, durchaus unnütz und unzweckmäßig. Friedrich Wilhelm traf daher im Jahre 1717 die Uebereinkunft, den zwischen ihm und dem Adel als Vasallen bestehenden Lehnsnexus aufzuheben, wogegen der Adel es übernahm, anstatt eines zu stellenden Lehnpferdes jährlich eine gewisse Summe Geldes zu bezahlen. Ausgenommen hiervon waren diejenigen Lehne, welche nur auf vier Augen standen. Gleichzeitig überließ Friedrich Wilhelm es dem Adel, den Lehnsnexus unter den Agnaten bestehen zu lassen. Es wurde hierauf mit Zuziehung des Adels im Jahre 1723 die neue Lehnsconstitution abgefaßt, nach welcher mit Consens der Agnaten die Verschuldung und eventuelle Veräußerung der Lehngüter statt finden konnte. Bei einer Theilung mußte der Besitzer seinen Brüdern oder Vettern ihren Antheil an Gelde vergüten, so jedoch, daß das Kapital auf dem Gute stehen blieb. Die Töchter hingegen erhielten von nun an eine jede ein Viertel des Antheils eines Bruders in Gelde und bei einem Anfalle an eine Seiten-Linie erhielten die Töchter des Vorbesitzers sogar ein Drittel des Gutswerthes nach Abzug der der Schulden. Bei einer Verheirathung der Töchter wurde diese Abfindung als Allodium herausgezahlt. Einer Frau konnte der Besitzer eine Morgengabe und außer einer Alimentation noch ein Gegen-Vermächtniß verschreiben, welches sich nach ihrem eingebrachten Vermögen richtete. Auch dies wurde nach dem Tode des Mannes als Allodium herausgezahlt. Obgleich zwar die Taxen der Güter zu diesem Behufe nicht den wirklichen Werth erreichten, so war es doch zu berechnen, daß im Laufe der Zeit das in Lehn bestehende Vermögen des Adels ganz oder doch größtentheils aufhören müsse, wie es auch die Erfahrung bewiesen hat.

Friedrich Wilhelm, dem sein Heer so sehr am Herzen lag, begünstigte das Militär auf alle mögliche Weise. Der Soldat wurde in seiner Garnison bei dem Bürger einquartiert und der Bürger, welcher die Vorliebe des Königs für jenen Stand kannte, suchte oft mit sehr großen Aufopferungen die Ruhe in seinem Hause zu erhalten. Der Soldat, welcher sich auf diese Weise vorgezogen und begünstigt sah, ward übermüthig und beging oft ungestraft die größten Excesse. Kam es gar einmal zur Klage, so wurde die Sache entweder so gestellt, daß der Bürger Unrecht bekam, oder, wenn dies nicht möglich, und die Bestrafung des Soldaten, ohne selbst dem Scheine nach alle Gerechtigkeit zu verletzen, unvermeidlich war, so konnte doch der Bürger mit Sicherheit darauf rechnen, daß man von Seiten des Militärs alle nur mögliche Chikanen gegen ihn hervorsuchen würde, wobei er zuletzt dann doch am schlimmsten wegkam. Den Schutz, welchen der Soldat bei seinem Offizier fand, erhielt dieser wieder bei seinen Vorgesetzten und so ging es bis zu den höchsten Militärpersonen hinauf, deren sich der König wieder eben so eifrig annahm, wie der Offizier des Soldaten. Natürlich war es also, daß der Offizier eben so übermüthig war, wie der Soldat. Er betrachtete den Bürger als ein schlechtes, niedriges Wesen und behandelte ihn als ein solches. Das Militär hingegen sah sich als die einzige Volksklasse an, welche einen wirklichen Werth habe, und um deretwillen alle übrigen Menschen im Staate da wären. Dieser Stolz und diese unerträglichen Anmaßungen des Militärs hatten die natürliche Folge, daß der Bürger einen Haß gegen dasselbe faßte und dieser Haß fiel hauptsächlich auf den Offizier, welcher als unmittelbarer Urheber jener Unterdrückungen angesehen wurde. Da aber die Offi-

ziere größten Theils aus Adeligen bestanden, so ging dieser Haß auch auf den ganzen Stand des Adels über. Der Adel hingegen vermehrte jenen Haß nur um so mehr durch die Verachtung und Geringschätzung, welche er dem ohnmächtigen Bürger bewies, und rechtfertigte denselben durch seine Unterdrückung.

Hier kam noch die Verachtung und Geringschätzung aller Wissenschaften und Kenntnisse von Seiten des Königs, der das Verdienst nur in seinem gut exercirten Militär suchte. Diese Verachtung der Wissenschaften theilte sich der Armee in hohem Grade mit, und der Fähndrich, welcher seinen Namen kaum schreiben konnte, hingegen seinen Stock wohl zu führen verstand, sah mit Stolz auf höhere Geistesbildung herab, deren er zu seinem ehrenvollen Emporkommen nicht bedurfte.

Anders war es mit dem Bauernstande. Gewöhnt an die alten ursprünglichen patriarchalischen Verhältnisse, betrachtete der Bauer seinen Gutsherrn in den meisten Fällen noch als seinen Wohlthäter. Der Gutsherr nahm schon seines eigenen Interesses wegen sich des Bauern an, und war die einzige Person, von welcher dieser Schutz erwarten konnte. Der Bauer schloß sich ihm daher an, und erschien dadurch in dem Auge des Bürgers als ein verächtlicher Mensch, der zum Sclaven geboren sei. Er fühlte es indeß weniger, wenn er mitunter gedrückt wurde, weil er kein anderes Verhältniß kannte. So ging nun der Geist der Despotie von oben herab in die Aristokratie über und wirkte durch diese wieder auf die untern Klassen, so daß eigentlich kein Theil des Volkes übrig blieb, welcher nicht mehr oder minder dem Drucke der Willkür ausgesetzt war. Das ist auch gerade das Characteristische einer Despotie, daß der

Gedrückte wiederum Unterdrücker wird und somit Alle ihre Freiheit einbüßen.

Friedrich Wilhelm war Despot: sein Wille stand über dem Gesetze, dies beweisen seine oft ganz willkürlichen Handlungen und die mehr als strenge Behandlung seiner Familie*). Aber er hatte einen rechtlichen Willen: er wollte das Gute und bewirkte es häufig. Selbst ohne alle wissenschaftliche Bildung, erkannte er nicht den Werth der Wissenschaften und verachtete sie sogar, weil er sie für Pedanterie hielt. Der Geist der ehemaligen Zeit klebte ihm an, und Einseitigkeit war die Folge davon. So wie er sein Heer auf den Grundsatz des strengsten Gehorsams gebildet hatte, so forderte er auch diesen unbedingt von allen seinen Unterthanen. Heftig von Temperament, wurde er oft ungerecht und hart: Widerspruch ertrug er nie. Seine religiösen Ansichten waren die, welche ihm gelehrt worden waren. Streng orthodox, hatte er niemals das Bedürfniß gefühlt, das zu prüfen, was er glaubte. Ein unbedingter Gehorsam schien ihm auch hierin das höchste. So war der Charakter Friedrich Wilhelms ganz seiner Zeit und den damaligen Bildungs-Verhältnissen gemäß. Sehr falsch würde man urtheilen, wenn man diesen Mann aus unserm jetzigen Standpunkte beurtheilen wollte. Für unsere Zeit würde Friedrich Wilhelm so wie er damals war, freilich nicht gepaßt haben. Aber, wenn er jetzt lebte, so würde seine Ausbildung auch eine andere gewesen sein, und er würde mit seinen Eigenschaften auch in der jetzigen Zeit ein eben so guter Regent sein, als er es zu seiner Zeit war. Im Anfange seiner

*) S. die Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm I. von Förster und die Memoiren der Markgräfin von Baireuth.

Regierung war ihm im Jahre 1712 ein Sohn geboren, dem das Schicksal es vorbehalten hatte, einst einer der größten Männer zu werden, die jemals gelebt haben.

Friedrich, nachmals der Große genannt, war von der Natur mit ungewöhnlichen Geistesgaben und Talenten ausgestattet. Seine Erziehung war den Ansichten des Vaters gemäß. Aber, wie das Genie, selbst bei den größten Hindernissen, sich selbst die Bahn bricht, so strebte Friedrichs Geist nach etwas Höherem, als was seine Zeit ihm bot. Der Durst des Wissens beseelte ihn, und da er in den Werken seiner Muttersprache keine Befriedigung finden konnte, so wandte er sich zur französischen Literatur, die ihm das bot, was er suchte. Bald machte er sich mit den besten Schriften dieser Sprache bekannt, die nicht allein auf dem höchsten Punkte ihrer Ausbildung stand, sondern auch die Gegenstände des Wissens mit Tiefe behandelte. So bildete Friedrich seinen Geschmack für die französische Literatur und für die Sprache des Auslandes aus, aber er bildete auch auf diesem Wege seinen Geist im Allgemeinen und machte ihn fähig, das zu leisten, was die Welt bewundern wird, so lange als die Geschichte besteht. Daß Friedrich bei dem Vergleiche der französischen Literatur mit der deutschen die letztere gering schätzen mußte, leuchtet ein. Denn diese hatte sich noch nicht von dem Standpunkte entfernt, welchen sie im Anfange des Jahrhunderts einnahm. Namentlich existirte eine deutsche Poesie eigentlich noch gar nicht. Wir haben aus jener Zeit nur Reime in schlechten Alexandrinern, und Werke wie die „poetischen Wälder" konnten sich nicht mit den Dichtungen eines Racine, Corneille und Voltaire messen. Friedrichs gebildeter Geist stand also isolirt da in einem Lande, wo noch keine Geistesbildung herrschte, wo

man sogar einen Wolf vom Lehrstuhle entfernte, weil er es wagte, zu denken. Um so mehr mußte Friedrich den Druck empfinden, den ihm die Willkür seines Vaters auflegte, um so mehr mußte er sich nach Freiheit des Gedankens sehnen, die seinem klaren Geiste Bedürfniß geworden war. Die Behandlung, welche der erwachsene Prinz von seinem Vater erfuhr, war dem Jünglinge nicht angemessen, viel weniger dem Prinzen. Unerträglich wurde es ihm zuletzt, und er faßte in der Verzweiflung den Entschluß, nach England zu entfliehen. Seine Gefangennehmung, die darauf erfolgte Untersuchung, die ihm fast das Leben gekostet hätte, die Hinrichtung seines Freundes Katte, welche auf Befehl des Königs vor dem Fenster seines Gefängnisses in Cüstrin statt finden sollte, und die nachmalige harte Behandlung, die er erfuhr, sind bekannte Thatsachen. Weniger bekannt möchte vielleicht das Verhältniß Katte's sein, der das Opfer der Uebereilung des Prinzen wurde*). Eben so lästig war dem aufgeklärten Geiste des Prinzen die strenge Orthodoxie des Vaters. Diese Orthodoxie war die allgemeine religiöse Richtung im Volke, und wurde nur durch pietistische Secten im Volke verworfen, die noch weiter gingen, als die Orthodoxen. Friedrich studirte sorgfältig die Bibel. Aber ein anderes Resultat mußte dies Studium bei einem so tief denkenden Kopfe hervorbringen, als bei Menschen vom gewöhnlichen Schlage. Friedrich suchte Wahrheit und fand sie, weil sein Geist fähig war, Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden. Der gewöhnliche Mensch untersucht nicht, er nimmt mit dem Gedächtnisse das auf, was Andere vor ihm gedacht haben, gleichviel, ob sie richtig oder

---

*) S. Beilage A.

falsch dachten. Friedrich bildete also seine religiösen Ansichten, wie alle denkenden Köpfe, nach dem Verhältniß der Einsicht eines jeden aus. Und da konnte es dann nicht fehlen, daß Friedrichs Ansichten nicht mit denen seiner orthodoxen Zeit übereinstimmten. Wie gründlich Friedrich die Bibel studirt habe, beweisen seine häufigen Citate aus derselben, die er bei vielen Gelegenheiten machte. Späterhin ein Mehreres von Friedrichs religiösen Ansichten; es genüge hier, zu zeigen, wie er sich ausbildete und wie in seinem Geiste die Reaction gegen Willkür und Geistesdruck entstand. Wie nun im Unglück der kleine Geist zu Grunde geht, der große hingegen sich oft kräftig ausbildet, so bildete sich auch Friedrichs Charakter zu jener bewundernswerthen Größe aus, die er wahrscheinlich nie erreicht haben würde, wenn seine Kraft nicht durch die Härte seines Schicksals hervorgerufen worden wäre. Es ist zur Beurtheilung dieses großen Mannes nothwendig, diesen Standpunkt festzuhalten, um nicht in die Fehler neuerer Schriftsteller zu verfallen, die seinen Geist gar nicht begriffen haben, und daher oft ganz schiefe Urtheile über ihn fällen.

So war der Stand der Dinge, als Friedrich im Jahre 1740 zur Regierung kam.

Friedrichs emporstrebender Geist konnte sich nicht mit dem begnügen, was seine Vorfahren besessen hatten, er fühlte die Kraft in sich, mehr zu beherrschen, als jene. Oestreichs schwierige Lage nach dem Tode Kaiser Carls VI. schien ihm der beste Moment, Preußens künftige Größe zu gründen: er beschloß und vollendete die Eroberung Schlesiens, welche er in dem zweiten schlesischen Kriege behauptete.

Zufrieden, seine Macht durch den Zuwachs an Ländern ausgebreitet zu haben, ging jetzt das Streben des Königs

dahin, sie durch eine weise Verwaltung zu befestigen. Friedrich erkannte und würdigte nicht nur seine Zeit, sondern er schuf eine neue. Wohl mögen mit Recht die Männer groß genannt werden, die klar die Umstände ihrer Zeit auffassen und sie richtig zu ihren Zwecken benutzen. Aber größer sind die, welche durch ihren Geist so auf ihr Zeitalter wirken, daß sie dasselbe leiten, erheben und vervollkommnen. Dies that Friedrich. Sein aufgeklärter und gebildeter Geist blieb nicht ohne Wirkung auf sein Volk, er that mehr: er wirkte auf die Völker Europa's, auf die Menschheit. Kenntnisse und Wissenschaften, Künste und Gewerbe begünstigte er auf alle Weise. Er errichtete zu diesem Zwecke die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zog Gelehrte und Künstler in seine Nähe und gab dadurch der geistigen Ausbildung eine bisher unbekannte ehrenvolle Stellung in seinem Lande. Tiefdenkend, wie Friedrich war, wußte er Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden, er fühlte, daß Vorurtheil und Aberglaube die größten Hindernisse sind, die den menschlichen Geist vom Fortschreiten zurückhalten; er entfesselte die Denkfreiheit und öffnete dem Verstande das Feld des Forschens. Eben so wirkte er auf den Geschmack in der Kunst, der bisher in seinen Staaten fast ganz vernachlässigt war, und so wirkte er auch auf die Humanität, welche unter seinem Einflusse sich in den höhern Ständen allmählig auszubilden anfing. Die Intoleranz pietistischer Secten wich bei dem Lichte der Aufklärung, das Friedrich verbreitete, einer edlen Duldsamkeit. Aber keiner gewaltigen Mittel bediente sich Friedrich gegen die Absurditäten engherzigen Aberglaubens. Witz und Spott waren die Waffen, mit welchen er diese Geistesverirrungen bekämpfte und besiegte. So blühten Künste und Wissenschaften unter dem Schutze dieses großen Mannes

auf. Männer von Geist durften es jetzt wagen, ihr Zeitalter aufzuklären und die Menschheit mit Wahrheiten zu bereichern, welche ihr Geist erkannt hatte. Was die Reformation begonnen hatte, wurde unter Friedrich vollendet.

Unermüdet strebte nun Friedrich dahin, das Glück seiner Völker zu begründen. Er übte Liebe und Gerechtigkeit und sorgte väterlich auch für den Geringsten seines Volks. Dabei vernachlässigte er aber nicht sein Kriegsheer, wohl erkennend, daß dasselbe der Schutz seiner Völker bleiben müsse, wie die Folge es zeigte.

Obgleich Friedrich keine Mühe sparte, die Eroberung Schlesiens der Welt als eine rechtmäßige Besitzergreifung darzustellen, so fühlte doch Oestreich die erlittene Kränkung tief. Es sann darauf, den kühnen Eroberer zu demüthigen, und um seiner Sache gewisser zu sein, zog es Sachsen, Rußland, Frankreich und Schweden in sein Interesse. Friedrichs hellem Geiste blieben die Machinationen Oestreichs nicht verborgen; er durchschaute den Plan, stärkte sich durch Bundesgenossen, kam seinen Gegnern zuvor und begann im Jahre 1756 mit der Besitznahme Sachsens den berühmten 7jährigen Krieg.

Klein waren die Mittel, welche dem Helden seines Jahrhunderts gegen die Uebermacht zu Gebote standen, aber sein Talent ersetzte das Fehlende. Seinen Völkern flößte er ein gemeinsames Interesse und seinem Heere einen Heldengeist ein. Die bisher noch keine gemeinschaftliche Tendenz gehabt hatten, fanden sie jetzt in dem Ausgange des großen Kampfes, der ihrem Herrscher Macht und Ruhm, ihnen aber Selbstständigkeit und Sicherheit geben sollte. Bewunderungswürdig schnell vereinigte sich Alles und bildete einen Geist

des Ganzen, einen Nationalgeist. Friedrich hatte viele kleine Völker, die sein Scepter beherrschte, in den Kampf geführt und kehrte ohne Zuwachs an Ländern kräftiger als zuvor mit einem Volke aus demselben zurück.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Krieges gehört nicht hieher, nur in sofern geschieht seiner Erwähnung, als er zu den Ereignissen gehört, welche einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung des Volkscharacters hatten.

Den Ruhm, welchen Friedrich in diesem Kriege erwarb, theilte sein Volk, es betete seinen Herrscher an, den das Ausland achtete, fürchtete und bewunderte. Der Preußen König war der Stolz seines Volkes, und ein jeder seiner Unterthanen rechnete es sich zur Ehre, ein Preuße zu sein.

Wenn aber Friedrich von der einen Seite gleichsam ein neues Volk geschaffen hatte, so war er von der andern auch als ein Zerstörer eines andern Volkes zu betrachten. Bis zu dem 7 jährigen Kriege gab es noch ein deutsches Volk in der Wirklichkeit, wenn gleich schon schwach und entkräftet durch innere Spaltungen und durch das Mißverhältniß der einzelnen Theile. Jetzt blieb nur noch der Name dieses Volkes stehen, denn in der Wirklichkeit hatte es sich schon fast in eben so viele kleine Völker zertheilt, als Regenten in Deutschland waren. Friedrich war jetzt nicht mehr Vasall seines Kaisers, weil er es nicht mehr sein wollte, und nur der Name des frühern Verhältnisses bestand noch: ein leichtes Schattenbild, das der leiseste Hauch zerstören konnte. Friedrich hatte also den letzten Grundstein jenes Gebäudes fortgerissen, das bis dahin Jahrhunderten getrotzt hatte, und der Kaiser behielt von dem deutschen Reiche eigentlich nichts

mehr als den Namen. Dieser fühlte seine Schwäche. Friedrichs Verbindungen waren zu mächtig und sein Geist war zu groß, als daß der Kaiser den Bach, der zum Strome angeschwollen war, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln in seine Grenzen hätte zurücktreiben können: er begnügte sich mit dem Namen, und stützte sich auf die Kraft seiner Erblande.

So unheilbringend aber die Auflösung des deutschen Reiches in ihrer Wirklichkeit den folgenden Zeiten wurde, so würde man doch Unrecht thun, Friedrich dem Großen als Urheber dies beizumessen. Wahr ist es, Friedrich riß den letzten Grundpfeiler des großen Gebäudes hinweg, aber auch nur den letzten, der ohnehin zu schwach war, das aufrecht zu erhalten, was Viele vereint kaum gekannt hatten. Oestreich, wie es uns ein unpartheiischer Blick in die Geschichte offenbart, hatte seit Jahrhunderten schon nach gänzlicher Unabhängigkeit und nach der Alleinherrschaft Deutschlands gestrebt. Und dies hatte Oestreich nicht seiner Erhaltung wegen, sondern aus Herrschsucht und Vergrößerungssucht gethan. Hierzu kam die Trennung der Kirche durch die Reformation, die durch Oestreichs einseitige Politik der Constitution Deutschlands um so nachtheiliger geworden war, als sie nicht nur Deutschland selbst in Hauptpartheien theilte, die verschiedenes Interesse hatten, sondern auch dadurch auswärtigen Mächten die Gelegenheit gab, Einfluß in Deutschland zu gewinnen. So viel zur Rechtfertigung des großen Friedrich, den Manche jetzt gerne verkennen und seines wohlverdienten Ruhmes berauben möchten.

So sehr nun aber Preußen von Sachsen, welches allerdings in dem 7jährigen Kriege sehr hart mitgenommen wor-

den war, und von Oestreich, welches die durch die Eroberung von Schlesien erlittene Kränkung noch in zu frischem Andenken hatte, um sie vergessen zu können, so sehr nun Preußen, sage ich, von diesen beiden Mächten und eben so von beiden Völkern gehaßt wurde, so groß war von der andern Seite auch wieder der Haß der Preußen gegen jene. Es ist dies eine natürliche Folge langjähriger Kriege, und wenn auch der Einzelne wohl das gegenseitig erlittene Unrecht vergißt, so thut es doch nie ein ganzes Volk. So auch hier. Sachsen sah man als ein treuloses Land an, und betrachtete jeden Sachsen als einen geheimen Feind, der uns gern schaden möchte, wenn sich nur die Gelegenheit dazu darböte. Oestreich hingegen betrachtete man als den Erbfeind Preußens, und haßte kein Volk mehr als dies. Dieser gegenseitige Haß ward zum Nationalhaß und blieb es lange zu Deutschlands Verderben, was um so nachtheiliger wirkte, als Oestreich und Preußen gerade die beiden mächtigsten Staaten in Deutschland waren.

Friedrich hatte nun seine Macht fest begründet, und obgleich der große Erfolg, welcher Preußen unter die Mächte des ersten Ranges in Europa versetzte, mehr dem großen Geiste zuzuschreiben war, welcher die Kraft des Ganzen so vortheilhaft zu seinem Zwecke zu benutzen verstand, als der wirklichen Kraft des Staates, so glaubte doch die ganze Nation in dem Ausgange des letzten Krieges den Beweis zu finden, daß Preußens Macht auf eben so sicherem Grunde beruhe, als der aller übrigen Mächte des ersten Ranges. Dieses Vorurtheil, verbunden mit dem Ruhme, welchen Friedrichs Größe auf das Volk herabstrahlte, gaben dem Character der ganzen Nation etwas Anmaßliches, welches nicht

vortheilhaft für uns auf die Meinung der andern Völker wirkte, und uns Achtung und Liebe bei Auswärtigen in dem Maße entzog, als uns die Zeit von der glänzenden Periode des Ruhmes entfernte. Vorzüglich vorherrschend war diese Anmaßung aber im Militär.

So stand denn nun ein neues Gebäude der Macht da, durch Friedrichs Geistesgröße gegründet und durch sie auch hauptsächlich erhalten.

Zweite Periode.

Vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zur Zeit der französischen Revolution.

Nach Beendigung des 7jährigen Krieges ging Friedrichs Bestreben dahin, den Provinzen seines Landes, welche in den Drangsalen des Krieges am meisten gelitten hatten, eine möglichst schnelle Aufhülfe zu gewähren. Dies geschah durch Vertheilung von Naturalien und Geldern, durch Bauten und Erlaß an Steuern. Friedrich, eben so groß als Staatsmann, wie er es als Feldherr war, richtete sein Auge auf alle Verhältnisse. Er beförderte Handel und Industrie auf alle Weise, und erhob den Wohlstand des Volkes zu einer bisher nicht gekannten Höhe. Bald waren die Spuren des Krieges verschwunden, und bald hatte Friedrich es möglich gemacht, durch eine weise Sparsamkeit wieder einen Schatz für künftige Bedürfnisse zu gründen. Ganz seines großen Berufes sich bewußt, lebte der große Mann nur seinem Volke, dessen Wohl sein stetes rastloses Streben war. Es gibt wenige Beispiele in der Geschichte von ähnlicher Thätigkeit wie die des großen Königs. Geizig mit seiner Zeit, leistete er fast Unglaubliches, denn er ließ keinen Augenblick ungenutzt verstreichen. Die Stunden, welche ihm nach beendigten Regierungs-Geschäften übrig blieben, benutzte er

zu wissenschaftlichen Zwecken, nur wenige weihte er den Vergnügungen. Er war groß in jeder Hinsicht. Er war es als Feldherr, als Staatsmann, als Gesetzgeber, als Gelehrter, er war es aber auch als Mensch. Aber gerade in dieser Vielseitigkeit liegt es, worin Friedrich so entschieden auf sein Volk, auf Europa wirkte.

Betrachten wir jetzt den Zustand des preußischen Volkes, wie er sich während der Regierung Friedrichs gestaltete, so sehen wir allmählig die Rohheit verschwinden, welche zur Zeit Friedrich Wilhelms I. in den Sitten herrschte. Eine Humanität, welche vom Könige ausging, fing an, sich nach und nach in den verschiedenen Ständen zu verbreiten. Der Sinn für Kunst und Wissenschaften wurde allgemeiner, und die Persönlichkeit erwarb Achtung. Dadurch aber entwickelte sich im Volke nicht nur die Achtung für diejenigen, deren Persönlichkeit derselben würdig war, sondern auch der Sinn für das Gute und Edle und das Streben, sich durch moralische und geistige Bildung über das Gewöhnliche zu erheben. Das Beispiel des Königs wirkte auf die Fürsten, das Beispiel des preußischen Volkes auf die Völker Deutschlands.

Wenn gleich Friedrich auch nicht unmittelbar auf die deutsche Literatur wirkte, und er selbst seine Werke nicht in der Muttersprache, sondern in der ihm geläufigern französischen Sprache schrieb, so ist die indirecte Einwirkung dieses Mannes auf die Ausbildung der deutschen Literatur nicht zu leugnen, die ohne seinen Einfluß schwerlich in einem so kurzen Zeitraume einen so hohen Aufschwung erhalten haben würde, als dies der Fall war. Die Schriften der Deutschen in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind Zeugen des wissenschaftlichen Strebens und des Geschmackes, welchen Friedrich beförderte und verbreitete.

Nur kurzsichtige und oberflächliche Beurtheiler des großen Mannes können ihm den Vorwurf machen, daß er durch Begünstigung einer fremden Sprache die Ausbildung seiner Muttersprache zurückgehalten habe. Wer die Wahrheit tiefer ergründet, wird auch Friedrich hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ein anderer Vorwurf, den neuere, aber nicht denkende Schriftsteller dem Könige häufig gemacht haben ist der, daß er irreligiös, ja sogar Atheist gewesen, und durch sein Beispiel Irreligiösität und Atheismus verbreitet habe. Es verdient dies um so mehr eine genauere Beleuchtung, als es unmittelbar in unsern Zweck eingreift, nämlich in die Character-Entwickelung des Volkes.

Die Tendenz der Religion eines Menschen ist eine doppelte, nämlich eine subjective, in sofern sie das Glück eines Menschen befördert, welches aus dem Vertrauen hervorgeht, das ihm seine Religion einflößt, und eine objective, in sofern er, durch sie befähigt, das Glück Anderer befördert. In der ersten ist die Ruhe seines Gewissens und die Hoffnung eines künftigen Lebens enthalten, in der andern die practische Ausübung dessen, was ihn die Religion als recht und gut zu erkennen gelehrt hat. Die Erstere ist daher Motiv der Letztern.

Wenn Jemand aber die letztere Tendenz in seinem Wirken ausübt, so folgt daraus, daß das Motiv dazu in seinem Innern vorhergegangen ist, daß er also Religiosität besitze. Betrachten wir nun die Handlungsweise Friedrichs, so zeigt solche, daß sein angestrengtes unnachlässiges Streben nur dahin ging, das Gute und Edle zu befördern und Glück unter seinen Mitmenschen zu verbreiten. Daß er in seinem Streben bisweilen menschlicher Schwäche unterworfen war,

beweist nur, daß er, wie alle Sterblichen das Loos der Unvollkommenheit theilte. Aber selbst in seinen Mißgriffen erkennen wir die gute Absicht; und Uebereilungen, wie die in der Müller Arnold'schen Angelegenheit, beweisen, daß er die Gerechtigkeit wollte, welche er verletzt glaubte.

Was nun die subjective Religiosität Friedrichs betrifft, an der kein Vernünftiger zweifeln kann, welcher aus der Wirkung auf die vorhandene Ursache zurückschließt, so würde zu untersuchen sein: ob und inwiefern Friedrichs Religions-Ansichten den Zweck der subjectiven Tendenz bei ihm erfüllten.

Es hat von jeher in einer jeden Religion in Beziehung auf die Einzelnen eine zwiefache Art existirt, nämlich eine durchdachte, mit dem Verstande erkannte und vom Gefühle aufgenommene, und eine erlernte, mit dem Gedächtnisse festgehaltene Ansicht. Die erste ist eine e i g e n e Religion, die Religion der Weisen, wie man sie mit Recht genannt hat, die zweite ist die Religion Anderer, weil man das, was Andere gedacht und gelehrt haben, mit dem Gedächtnisse aufgenommen und so sich zu eigen gemacht hat. Letztere wird stets die Religion des großen Haufens und der beschränkten Köpfe sein, die nicht fähig sind, selbst zu denken. Das Gesagte schließt übrigens nicht den Fall aus, wo der denkende Kopf die Wahrheit dessen, was ihm gelehrt worden ist, selbst erkennt und sich solche zu eigen macht, denn in diesem Falle wird die Erkenntniß und also die Religion wieder seine eigene.

Wenn nun ein denkender Kopf das Bedürfniß der Religiosität fühlt, so kann ihm das Auswendiggelernte nicht genügen, er muß dahin streben, die Wahrheit zu erkennen. Dies Erkennen der Wahrheit hängt nun aber von seiner

Individualität ab, sowohl in Beziehung auf seine natürlichen Fähigkeiten, als in Beziehung auf die Ausbildung seines Geistes und die Richtung, welche derselbe bei seiner Bildung genommen hat.

Daß daher bei der Unvollkommenheit menschlicher Einsicht manches irrig und von Einem manches anders aufgefaßt werden muß, als Andere es auffassen, leuchtet ein, und es ist natürlich, daß ein Cato eine strengere Ansicht hat als der sanftere Sinn eines Titus sie sich bildet. Aber die Hauptwahrheiten werden doch von denen, welche sie zu erkennen suchen, aufgefaßt werden, und die Zahl derer, welche auf Abwege kommen, oder im Felde der Zweifel verweilen, wird die geringere sein. Wenden wir das Gesagte auf Friedrich an, so finden wir, daß er sich erlaubte, diejenigen Dogmen der christlichen Religion, welche ihm nicht als wahr erschienen, abzulehnen, und er that in Beziehung auf die protestantische Glaubensform nichts anderes, als was Luther in Beziehung auf die katholische gethan hatte. Aber nie hat Friedrich, weder in seinem Glauben, noch in seinem Handeln, Atheismus gezeigt. Eben so wenig hat Friedrich die Lehre Christi verworfen, oder sie nicht befolgt. In seinen pensées sur la religion unterwirft er die Bibel der Kritik und stellt den Satz auf: daß die Wahrheit keine Prüfung scheuen dürfe. Aber gerade hierin zeigt er sein Streben nach Erkenntniß der Wahrheit. Und, wenn manche Dogmen ihm nicht als Wahrheit erschienen, so hat er doch nie den Glauben und die Lehre Christi verworfen, die er vielmehr als Wahrheit erkannte. Er wich also nur von der Form ab, welche er für eine Schöpfung späterer Zeit und menschlicher Ansichten hielt, nicht aber von der Religion Christi. So viel zur Rechtfertigung Friedrichs in Bezug auf seine

Religiosität. Daß beschränkte Köpfe und diejenigen, welche sich durch seine mitunter unpassenden Witzeleien über Gegenstände verletzt fühlten, welche er für unwahr, Andere aber für erheblich und selbst heilig hielten, Friedrich als irreligiös darstellen, ist nicht zu verwundern, weil sie diesen großen Geist nicht begreifen und auffassen können. Aber gewiß erfüllte Friedrich die Lehre Christi mehr als jene, wenn er die möglichste Toleranz nicht bloß aus Regentenklugheit, sondern als Mensch übte, wogegen jene Engherzigen verdammen. Wenn Friedrich unter andern äußerte: „ich will, daß ein Jeder nach seiner Façon in meinem Lande selig werden soll", so heißt dies nichts anderes, als daß er nicht zugeben wollte, daß Jemand in seinem Lande durch Andere wegen seiner Glaubens-Ansichten verfolgt werde. Und, wenn er einmal die Aeußerung machte „ein Theologe ist ein dummes Thier"*), so meinte er damit gewiß nichts anderes, als daß er den Verfolgungsgeist und die Einseitigkeit, welche leider zu oft unter den Theologen gefunden werden, verachtete, nicht aber, daß er alle Theologen gering schätzte, wovon er ja oft das Gegentheil gezeigt hat. Er wollte, daß Licht und Wahrheit verbreitet würde, weil er in deren Verbreitung das Glück der Menschheit erkannte, und darum mußte ihm natürlich Alles zuwider sein, was sich zwischen die Aufklärung und den menschlichen Geist stellte. Er wollte das Fortschreiten der Menschheit in ihrer geistigen Ausbildung befördern, und darum waren ihm diejenigen verächtlich, welche aus kleinlichen egoistischen Rücksichten, oder aus Beschränktheit des Geistes das Fortschreiten zu verhindern oder Rückschritte zu bewirken suchten.

---

*) S. Schlözers Briefwechsel.

Bei diesen Grundsätzen Friedrichs konnte es nicht fehlen, daß Männer von Geist und Gelehrsamkeit sich bildeten, und ihren wohlthätigen Einfluß auf den allgemeinen Geist des Volkes äußerten. Ein Moses Mendelssohn stand einem Lessing als Freund zur Seite, beide unbekümmert darum, daß sie in verschiedenen Religionen erzogen waren, wenn sie nur dieselbe Wahrheit erkannten. Aber hier möchte es am rechten Orte sein, die Ansichten über Religion auseinander zu setzen, welche sich in jener Zeit, die man häufig eine irreligiöse nennt, unter den Gebildeten entwickelte.

Abgesehen davon, daß Einzelne stets auf Abwege gerathen sind, und daß der Abweg des sogenannten Unglaubens weit unschädlicher ist, als der entgegengesetzte des Aberglaubens, weil auf den ersten nur einige verirrte Kluge, auf den andern aber leicht sehr viele Dumme gerathen können (denn die Zahl der letztern ist unglaublich viel größer, als die der erstern), so bildete sich folgende Ansicht aus.

„Das Dasein Gottes, meinten sie, lasse sich weniger demonstriren als fühlen, einem jeden vernünftigen Menschen liege die Existenz Gottes als geistige Anschauung so klar vor Augen, daß kein Zweifel dagegen erhoben werden könne, und, wenn auch wirklich einzelne Menschen augenblicklich einen solchen Zweifel gehabt hätten, so bewiese die Erfahrung, daß sie bei ruhiger Vernunft doch immer wieder zu dem Glauben an Gott zurück gekehrt wären. Eigentlicher Atheismus existire daher nicht, er sei nur nominell. Aber, wenn die Existenz Gottes als Grundsatz angenommen wird, urtheilten sie, so führt das Denken allemal auf eine Einheit des göttlichen Wesens zurück. Da wir Gott aber nur in seinen Wirkungen erkennen können, so schließen wir aus diesen auf seine Eigenschaften; so weit es möglich ist, mit

dem beschränkten menschlichen Geiste das Unendliche des göttlichen Wesens aufzufassen und zu erkennen. Wir legen daher Gott die Eigenschaften bei, welche wir als die höchsten, geistigen erkennen, wie Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit. Ueberhaupt müssen wir dahin streben, unsere Ansicht von der Gottheit so hoch zu stellen, wie es der menschliche Geist nur vermag. Alles, was dem widerspricht, müssen wir verwerfen. Wir müssen daher verwerfen, was im alten Testamente der hohen und reinen Idee der Gottheit widerspricht. Denn ein rachsüchtiger und zürnender Gott ist nicht mit der Idee der Liebe in Einklang zu bringen. Ein partheiischer Gott, der ein Volk dem andern aus besonderer Neigung vorzieht, ist nicht ein gerechter Gott. Wenn wir aber auf diese Weise das alte Testament nicht als überall der Wahrheit treu befinden, so folgt daraus, daß es kein göttliches, sondern nur ein menschliches Werk sein kann, und als solches muß es der Kritik unterworfen werden. Wir sondern daher die einzelnen Theile und überzeugen uns bald, daß das Ganze eine Zusammensetzung verschiedener Schriften, sowohl historischen als poetischen und philosophischen Inhalts ist, die alle mehr oder minder schätzbar sind, aber auch das Gepräge menschlicher Schwäche in vollem Maaße an sich tragen. Wir sondern daher Wahrheit von Irrthum, und hierbei kann uns nur unsere Vernunft leiten. Die Wahrheit bleibt uns etwas Göttliches, nicht, weil sie im alten Testamente steht, sondern weil wir die Wahrheit überhaupt als eine göttliche Eigenschaft erkennen. Eben so gehen wir mit der Kritik zum neuen Testamente über. Wir verwerfen auch hier, wie dort, Alles, was den Grundsätzen der Natur widerspricht, und kommen auf das nämliche Resultat wie vorher, nämlich, daß das neue Testament kein göttliches, sondern ein menschliches

Werk mit menschlichen Ansichten, Irrthümern und Schwächen sei. Wir finden hier Ansichten von Beschränktheit, so wie dort, und, so wie das Studium der Astronomie uns zeigt, daß Josua nicht durch sein Gebot den Stillstand der Sonne bewirken konnte, weil sie sich nicht um die Erde dreht, so erscheint uns die Himmelfahrt Christi aus eben den beschränkten Ansichten von Himmel und Erde hervorgegangen, wie jene Ansicht. Wir verwerfen ebenfalls die Lehre vom Teufel, denn sie widerspricht der Idee der Allmacht und der Gerechtigkeit Gottes, wir verwerfen die Auferstehung des Fleisches und die Wunder, als menschliche Irrthümer oder Täuschungen, denn sie widersprechen der Idee der Vollkommenheit Gottes, der uns unendlich viel höher in seiner Schöpfung der Naturgesetze, als in deren Abänderung erscheint, wir verwerfen die Idee der Göttlichkeit Christi, denn sie widerspricht der Einheit des göttlichen Wesens. Es bleibt uns also hier wie dort nur die Wahrheit, welche wir vermittelst unserer Vernunft erkennen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint uns Christus als ein Lehrer der Wahrheit und als solchen verehren wir ihn. Er war der erste, der in seinem gefühlvollen, liebevollen, sanften Herzen in Gott die Liebe als die höchste Eigenschaft erkannte, welche der Mensch der Gottheit beilegen kann. Aus dieser Idee floß aber das unerschütterliche Vertrauen, welches Christus zu Gott hatte, ein Vertrauen, das so unumstößlich war, daß ihm weder Qualen, noch der Tod es rauben konnten. Aus dieser Idee und dem Vertrauen auf Gott floß aber auch die Liebe zu seinem Nächsten, und seine Lehre ist daher eine wahrhaft göttliche zu nennen, weil sie die göttliche Wahrheit enthält. Was andere Menschen hinzu gethan haben, aus Mißverstand oder aus Beschränktheit, weil

sie das Hohe, Einfache nicht fassen konnten, verwerfen wir als unwahr und als Widersprüche. Hierzu kommt noch, daß wir manche Lehrsätze, als z. B. die Trinitätslehre, die Transsubstantiation u. s. w. als später erdacht oder gedeutet historisch nachweisen können. Begnügen wir uns also damit, an Gott als das vollkommenste, gerechteste, liebevollste Wesen zu glauben, begnügen wir uns damit, das Wie und Warum nicht erforschen zu wollen, weil er es uns nicht offenbaret hat, sondern halten wir fest an einem unerschütterlichen Vertrauen zu diesem liebevollen Wesen, in dessen Hand unsere verborgene Zukunft so sicher begründet ist, als unsere Gegenwart, und wir werden nicht allein in Beziehung auf unser individuelles religiöses Bedürfniß vollkommen beruhigt sein, sondern werden ebenfalls das Gute und die Nächstenliebe üben, weil sie aus der Idee der Vollkommenheit hervorgehen, die das Streben eines jeden vernünftigen Menschen ist und uns für einen künftigen Zustand befähigen. Solche Ideen, wie die der Erbsünde, oder überhaupt des überwiegenden Hanges zur Sünde, können nur in finstern Gemüthern entsprossen sein, und nur in umnebelten Köpfen fortbestehen. Daß der Mensch mehr Neigung zum Guten als zum Bösen habe, beweist das moralische Fortschreiten der Menschheit, was nur derjenige leugnen kann, der gar keine Bekanntschaft mit der Geschichte des Menschen hat, oder der sie nicht verstanden hat."

„Ueberhaupt müssen wir uns so viel als möglich von allen Vorurtheilen frei zu machen suchen, damit wir die Wahrheit in ihrer Reinheit erkennen lernen. Dann erscheint uns Alles in einem helleren Lichte und die Verehrung Gottes wird dadurch nur um so größer. Es taugt daher nichts, wenn wir dies Leben nur als eine Prüfungszeit, als ein Mittel zum

Zwecke betrachten, wir müssen dies Leben eben sowohl als Zweck, den die Gottheit mit uns hat, betrachten, wie ein zukünftiges Leben, welches wir hoffen. Sonst verfallen wir in den Fehler, das Große zu klein und das Kleine zu groß anzusehen. Wir müssen also die Freuden, die uns Gott in diesem Leben gegeben hat, nicht gering schätzen, oder ihrem mäßigen und unschuldigen Genusse entsagen, weil wir sie für geringe gegen das halten, was wir im künftigen Leben hoffen, eben so wenig, wie wir über die irdischen Dinge das Künftige aus den Augen setzen dürfen. So allein nur können wir für dieses und für jenes Leben einen moralischen Werth erlangen."

„Je mehr wir die Werke Gottes betrachten, je mehr erkennen wir seine Größe. Der gestirnte Himmel offenbaret uns, daß die Erde nur ein Punkt im Weltall ist. Daher müssen wir nicht die stolze Anmaßung haben, daß Gott die Welt für uns allein geschaffen hat. Aber doch müssen wir es auch wieder würdigen, daß wir auf der Erde unter seinen Geschöpfen am höchsten stehen."

Dies waren in Kurzem die Ansichten von verdienstvollen, geachteten und gelehrten Männern jener Zeit. Haben sie geirrt, so mag Gott, zu dem sie ein unendliches Vertrauen hatten, es ihnen verzeihen. Wir aber wollen sie nicht verdammen, wenn wir andere Ansichten haben. Sie glaubten die Lehre Christi am richtigsten und am reinsten aufgefaßt zu haben, und hielten sich daher für wahre Christen. Das aber glauben Alle, welche sich zur christlichen Religion bekennen, und alle halten sich daher für wahre Christen. Aber gewiß sind es die am wenigsten, welche mit Haß auf anders Denkende herabsehen, denn sie haben nicht die Lehre Christi erfaßt, die nicht Haß, sondern Duldung empfiehlt.

Wie nun Ideen des Menschen in seine Handlungen übergehen, so konnten jene Ideen nicht ohne Folge für die Wissenschaft und nicht ohne Einfluß auf die Denk- und Handlungsweise der Menschen bleiben. Vorurtheile wurden aus den Wissenschaften entfernt, und dadurch der Wahrheit ein größeres Feld eröffnet. Sinn für Gerechtigkeit und Edelmuth bildete sich in Denen aus, welche nach geistiger Bildung strebten. Unverkennbar wirkt das Gute noch fort, das sich in Friedrichs Zeit entwickelte, und gewiß ist es überwiegend gegen das Irrige, das sich gleichzeitig bildete. Aber die Ansichten Aller nehmen nie eine Richtung an. Eine jede neue Idee, sei sie wahr oder falsch, bringt Reactionen hervor. So war es auch hier der Fall. Strenge Orthodoxen verketzerten die Anhänger jener Lehren. Materialisten verwarfen Alles. Ihnen wurde der Geist zum Körper, und an die Stelle Gottes setzten sie die Nothwendigkeit. Schwerlich kann Jemand sich etwas Klares dabei denken, und deshalb haben wir auch nicht zu befürchten, daß Ansichten der Art sich allgemein verbreiten können, zumal, da sie weder Trost noch Hoffnung gewähren, und den Menschen weder zum Guten noch zum Glücke führen. In der neuern Zeit hat der Pantheismus die Stelle des Materialismus ersetzt. In seinen Wirkungen ist er dem Materialismus gleich, und kann daher nie zur Allgemeinheit erhoben werden, weshalb man ihn eben so wenig zu fürchten hat als diesen. In seiner Form ist er stolzer als jener, aber er gewährt seinen Anhängern nichts mehr als der Materialismus. Ueberhaupt ist es das Schicksal der deutschen Philosophie gewesen, sich in spitzfindige Systeme zu vertiefen, ohne dadurch dem Ziele näher zu kommen. Es ist ein vergebliches Bemühen, Etwas beweisen zu wollen, wo uns das Fundament fehlt.

Wenn wir die Existenz Gottes nicht als Grundsatz annehmen, von welchem wir ausgehen, so zerfallen alle metaphysischen Beweise und Systeme in Nichts. Eben so ist es mit der Moral. Wer ein System der Moral aufstellen will, ohne von der Idee der Gottheit auszugehen, wird nur einen leeren Wortschall ohne Bedeutung aussprechen. Wo das Wissen aufhört, fängt der Glaube an. Aber der vernünftige Glaube stützt sich auf Wahrscheinlichkeit. Das Mögliche verwerfe man nicht, aber das Widersprechende, die Absurdität soll der vernünftige Mensch nicht nur nicht glauben, sondern verwerfen. Dazu hat Gott ihm die Vernunft gegeben. Es ist daher auch bei dem Glauben und also bei der Religion die Kritik nothwendig, damit wir Wahrheit von Irrthum, Wahrscheinlichkeit von Unwahrscheinlichkeit und von Widersprüchen unterscheiden lernen. Einen Mittelweg hat der Rationalismus eingeschlagen. Er geht von nicht erwiesenen Prämissen, nämlich von der Göttlichkeit der Bibel aus, und will nun mit der Vernunft eine Ausgleichung zwischen dem treffen, was ihm unwahrscheinlich ist, oder Widersprüche zu enthalten scheint. Der Supernaturalismus hingegen (sollte eigentlich Irrationalismus genannt werden) geht von eben der Prämisse aus, aber beweiset seine Sätze durch hingestellte Möglichkeiten. Ihm vertritt das Unwahrscheinliche die Stelle der Wahrheit.

Der erste, der eine ausführliche Kritik der Prämissen gewagt, ist Strauß. Möge er sich nicht in das Feld des Pantheismus verirren.

Entwerfen wir nun ein Bild des Volkes, wie es sich unter Friedrichs Regierung gestaltet hatte, nachdem wir noch erwähnen, daß der Zuwachs an Macht, welchen Preußen

durch die Theilungen Polens, sowohl unter Friedrich dem Großen, als nachmals unter seinem Nachfolger erhielt, keinen Einfluß auf den National-Character des Volkes hatte.

Der Adel war nach und nach in ein anderes Verhältniß zu den übrigen Ständen getreten, als dies früher der Fall war. Die Aufhebung der Lehne hatte bereits bedeutende Verschuldungen der Güter und Veräußerungen derselben zur Folge gehabt. Zwar hatten einige Familien durch Majorats- und Fideicommißstiftungen ihren Grundbesitz in ihren Familien gesichert, aber dies waren im Ganzen genommen nur sehr wenige. Es zeigte sich daher bei dem ohnehin nicht reichen preußischen Adel eine Verarmung, die immer mehr zunahm. Auf der andern Seite entstand bei den Bürgerlichen durch die steigende Industrie auch eine steigende Wohlhabenheit. Beides wirkte daher auf Verminderung des Einflusses, den der Adel bisher gehabt hatte. Gesetz und Sitte standen dem Adeligen entgegen, um durch den Betrieb bürgerlicher Gewerbe seine zerrütteten Vermögensumstände wieder zu heben. Der Staatsdienst konnte den armen Adeligen wohl nothdürftig ernähren, aber nicht bereichern. Dem größten Theile der armen Adeligen blieb also nur das Militär eine Zuflucht, in welchem dieselben nach dem bisherigen Anciennitäts-System fortrückten, unbekümmert darum, ob sie eine geistige Ausbildung hatten oder nicht. Es war daher gewöhnlich der Fall, daß junge Leute von 13 bis 14 Jahren in das Militär eintraten, um sobald als möglich die Laufbahn zu beginnen, welche ihnen Ehre und Unterhalt gab, aber auch ein Avancement nach der Anciennität sicherte. Bei diesen Umständen konnte es dann freilich keine Verwunderung erregen, daß ein großer Theil der Offiziere

nur unvollkommen lesen und schreiben konnte. Aber dennoch blieb der Dünkel, den der Adel hatte, um so mehr, als das Militär im preußischen Staate als die Stütze seiner Macht besonders vom Könige geehrt wurde. Die Bürgerlichen, denen es jetzt nicht mehr an Mitteln fehlte, sich eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen, waren zum Theil ganz aus dem früheren Verhältnisse herausgetreten. Die Gebildeten dieses Standes machten jetzt gewissermaßen einen ganz andern Stand aus, als die Ungebildeten. Es fand unter Beiden ein eben so wesentlicher Unterschied statt, als dies früher zwischen dem Adeligen und dem Bürgerlichen überhaupt der Fall gewesen war. Es fehlt uns in unserer Sprache eine Bezeichnung für das Verhältniß der gebildeten Bürgerlichen. Das englische gentleman würde den Begriff am richtigsten ausdrücken, nur ist dessen Bezeichnung zu allgemein, indem es alle Stände umfaßt. Aus diesem Mangel an Bezeichnung entstand aber ein großer Uebelstand. Der unwissende, ungebildete, unvermögende Adelige sah auf den wohlunterrichteten, reichen Bürgerlichen oft mit derselben Geringschätzung herab, wie auf den armen Handwerker, weil er Beide als Bürgerliche tief unter sich stehend betrachtete. Daß dies ein drückendes Gefühl für Jemand haben muß, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, leuchtet ein, und es fing an, sich ein Neid und selbst ein Haß unter den Bürgerlichen gegen die Adeligen zu entwickeln, der, wie die Blindheit der Leidenschaft es allemal thut, sich nicht auf den Einzelnen beschränkte, sondern auf den ganzen Stand des Adels überging. Dies fand aber nicht bloß in Preußen statt, sondern auch im größten Theile von Deutschland und in Frankreich, weil die Verhältnisse sich auch dort, wie hier verändert hatten. Aller Partheihaß tritt aber erst dann an

das Tageslicht hervor, wenn die verschiedenen Partheien gegen einander in die Schranken treten. Daher war bis jetzt dieser Haß nur noch ein Funke, der unter der Asche glühte.

Der Bauernstand war noch ziemlich das geblieben, was er früher war, und in seinem Verhältnisse war nichts geändert worden.

So hatten sich nach und nach manche Verhältnisse geändert, manche sich neu gebildet, und Friedrich, der selbst so wesentlich zu diesen Veränderungen beigetragen hatte, glaubte, in seinem Alter noch das nämliche Volk zu regieren, das er in seiner Jugend beherrscht und geleitet hatte. Es ging ihm, wie fast allen alten Leuten. Die Gewohnheit täuschte ihn, er sah das Neue nicht, weil er es noch für das Alte hielt. Obgleich dieser große Mann bis in sein hohes Alter seine Thätigkeit behielt, obgleich er noch in seinen letzten Regierungsjahren ein Gesetzbuch für sein Volk bearbeiten ließ, welches dem damaligen Bedürfnisse entsprach, so war er doch nicht mehr fähig, veraltete Verhältnisse aufzugeben und neue nach dem Bedürfnisse der Zeit zu bilden. Er fing an, unpopulär zu werden, weil er die Meinungen und die daraus hervorgehenden Bedürfnisse des Volkes nicht mehr zu würdigen verstand. Als Friedrich daher im Jahre 1786 starb, fühlte das Volk den Verlust nicht so tief, wie man hätte denken sollen, und seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. kam die Liebe des Volkes entgegen.

Friedrich Wilhelm II. erwarb sich alsbald das Vertrauen des Volkes durch einige Einrichtungen, die er gleich nach dem Antritte seiner Regierung traf. Namentlich trug hierzu viel die Aufhebung der sogenannten Regie bei, welche durch

Mißbräuche der Beamten noch mehr, als ihrer Form nach, eine drückende Abgaben-Erhebung geworden war.

Drei Jahre hatte Friedrich Wilhelm den Thron Preußens besessen, als in Frankreich jene Revolution ausbrach, die nicht allein die Verhältnisse Frankreichs, sondern ganz Europa's anders gestaltete.

Dritte Periode.

Vom Anfange der französischen Revolution bis zum Kriege 1806.

Ludwig XVI. saß in Frankreich auf dem Throne seiner Väter. Gutmüthig und schwach, ohne alle Eigenschaften zum Regieren, hatte das Schicksal ihn als Nachfolger zweier Könige hingestellt, die durch ihre Maßregeln ihm gewissermaßen den Untergang vorbereitet hatten. Die langwierigen Kriege unter Ludwig XIV., seine Prachtliebe und Ludwigs XV. Verschwendungen hatten Frankreichs Finanzen zerrüttet. Man hatte in jener Zeit noch nicht daran gedacht, durch weise Gesetze den Wohlstand des Volkes zu heben und dadurch ihm die Last der Abgaben erträglich und möglich zu machen. Noch weniger war es den Regenten in den Sinn gekommen, die Vertheilung der Abgaben in ein gleichmäßiges Verhältniß zu bringen. Es kam ihnen nur darauf an, die erforderlichen Mittel zu schaffen, gleichviel, ob es auf eine gerechte oder ungerechte Weise geschah. Daß hierbei die geringere Klasse des Volkes hauptsächlich gedrückt wurde, war natürlich, denn die Mächtigeren suchten die Last auf die Schwächeren zu wälzen, und die Aristokratie des Adels und der Reichen wurde dem Volke drückender, als die Despotie des Regenten, weil Erstere einen unmittelbaren Einfluß auf

dasselbe ausübte. Auf diesem Wege ging die kraftlose Regierung Ludwig XVI. fort, wie die seiner Vorgänger. Niemand vertrat das Volk. Der König war zu schwach, um sich nur einmal Kenntniß dieser Verhältnisse verschaffen zu können, vielweniger um sie anders zu gestalten. Die Aristokratie sorgte nur für sich, und betrachtete das Volk, so wie es der König that, als nothwendige Lastthiere, um beide zu erhalten. Hätte ein weiser und gerechter König den Thron Frankreichs besessen, so würde er auf Abhülfe des Druckes gedacht haben, den das Volk durch mangelhafte und veraltete Gesetze litt. Aber Ludwig ließ die Zügel der Regierung, die seine schwache Hand zu führen nicht verstand, in den Händen der Mächtigen, die nur auf ihren eigenen Vortheil dachten. So lebte man unbekümmert um die Zukunft, die man nicht voraussah, obgleich es nicht schwer war, vorher zu sagen, daß der Zustand der Dinge so nicht bleiben konnte. Als nun die Geldverlegenheiten sich häuften, nahm man zu einem Mittel Zuflucht, welches schon unter Carl I. in England den Ausbruch der Rebellion befördert hatten. Man berief die Notabeln, sowie man früher in England das Parlament berufen hatte. So wie dort, fühlte auch hier das Volk, daß es nicht allein eine Macht besitze, sondern daß auch die Regierung diese Macht anerkenne. Einmal zur Ueberzeugung gelangt, daß dem Volke eine Macht beiwohne, ohne welche der Regent nichts und gegen die er wenig vermag, trat jetzt das Volk dem Könige gegenüber. Die allgemeine Unzufriedenheit äußerte sich laut, und die Revolution brach aus. Vielfach hat man darzuthun versucht, daß die Revolution durch absichtliche Machinationen und Verschwörungen vorbereitet und veranlaßt worden sei. Aber nur eines ruhigen Blickes in die Ver-

hältnisse bedarf es, um das Falsche dieser Ansicht zu widerlegen.

In kleinen Staaten, wie die des alten Griechenlands, wo der Staat nicht viel mehr als eine Stadt war, oder in den kleinen Staaten Italiens waren Verschwörungen im Stande, eine Volks-Revolution zu bewirken. Aber in einem Staate wie Frankreich ist dies unmöglich, und es würde eine Absurdität sein, an die Möglichkeit einer Verschwörung zu glauben, die sich in einem weitläuftigen und bevölkerten Lande so verzweigen und verbreiten sollte, daß ihre Parthei ein Uebergewicht erhalten könnte, ehe man es gewahr würde. Warum will man auch nicht die Wahrheit klar erkennen? Eine allgemeine Unzufriedenheit herrschte, die große Masse des Volks fühlte sich vielfach gedrückt, und dadurch war die Meinung gegen die Maßregeln der Regierung erregt. Es bedurfte also nur einer Veranlassung, um die öffentliche Meinung zum Handeln zu bringen. Diese fand sich, und die Masse trat zusammen, um ihre Interessen wahrzunehmen. Wäre die Masse des Volkes mit den Maßregeln der Regierung einverstanden und zufrieden gewesen, so hätte sie selbst die Hand dazu geboten, einen Aufstand des Pöbels, einen bloßen Tumult zu dämpfen, aber eine Volksrevolution hätte nie daraus entstehen können. Eine solche Revolution ist ganz unmöglich, wenn die Regierung die Interessen des Volkes wahrnimmt und nicht ganz gegen die öffentliche Meinung ihre Grundsätze durchführen will. Die Revolution in Frankreich war eine nothwendige Folge der Regierungs-Maßregeln. Nicht in ihr muß man die Krankheit des Staatskörpers suchen, sondern in jenen Maßregeln, welche die Ursachen davon waren, sowie die Erkältung die Ursache einer Krankheit ist, aber nicht das daraus entstandene Fieber.

Aber wehe dem Volke, dessen Herrscher in seiner Schwäche oder in seinem Wahne eine Volks-Revolution vorbereitet! Wenn der Damm der Ordnung einmal durchstochen ist, so vermag Keiner die eindringende Fluth zu hemmen. Gräuel häufen sich auf Gräuel, der Gute leidet mit dem Bösen. Die Geschichte hat die Unthaten des französischen Volkes mit Blut in das Blatt der Erinnerung aufgezeichnet: ein warnendes Beispiel für kommende Geschlechter. Ludwigs Haupt fiel unter der Guillotine. Unschuldig mußte er büßen, was seine Vorgänger veranlaßt, was seine Rathgeber gefehlt hatten, aber ihm war keine böse Absicht beizumessen. Es fehlte ihm nur die Einsicht und die Kraft, um das Gute durchzusetzen, was sein Herz wünschte.

Der Adel, der sich durch Unterdrückung des Bauernstandes den Haß, und durch seine Privilegien den Neid des Volkes zugezogen hatte, wurde ohne Unterschied, ob der Einzelne zu den Schuldigen gehörte oder nicht, fast allgemein seiner Güter und oft noch des Lebens beraubt. Aber dies kann keine Verwunderung erregen, denn es liegt einmal in der menschlichen Natur, Ungerechtigkeiten wieder gut machen zu wollen; und da ist es denn der gewöhnliche Gang der Dinge, daß man in den Gegensatz dessen verfällt, dem man abzuhelfen trachtet, und daher dann eine Ungerechtigkeit durch eine andere, oft viel größere, zu verbessern sucht.

Frankreich wurde jetzt der Tummelplatz aller Leidenschaften. Die Stimme der Verständigen und Rechtlichen wurde nicht gehört, und drang ja ein Mal die Vernunft auf Augenblicke durch, so vereitelte Uebereilung ihr Streben. Freiheit und Gleichheit war der Ruf des unglücklichen Volkes. Aber statt Freiheit herrschte Zügellosigkeit, statt Gleichheit

herrschten Ungerechtigkeit und Gewalt. Man proclamirte die Republik, aber, abgesehen davon, daß eine Republik von dreißig Millionen Menschen schwerlich auf die Dauer bestehen kann, weil die Regierung beständigen Kabalen und Intriguen unterworfen ist, und daher früher oder später wieder in die Hände eines Einzelnen fallen muß: so war doch die Zeit der Unruhe, welche in Frankreich herrschte, nicht der Moment, in welchem die Ausführung einer solchen Idee möglich war. Daher verdrängte eine Constitution die andere, denn man erkannte ihre Unvollkommenheit, sobald sie ins Leben trat.

Mit Schrecken sahen die Mächte Europa's den Gräuel, sie rüsteten sich, um mit gewaffneter Hand die Ordnung in Frankreich wieder herzustellen. Unter diesen Mächten war auch Preußen. Noch lebte der Geist Friedrichs des Großen im preußischen Heere, der größte Feldherr des Jahrhunderts hatte es gebildet. Aber zugleich bestand auch der Wahn in diesem Heere, daß es unüberwindlich sei, und daß sein Erscheinen hinreiche, um Schlachten zu gewinnen. Der Offizier, größten Theils vom Adel, erkannte Tapferkeit und Ehre als die höchsten Prinzipien seines Standes, und der Soldat, an strenge Subordination gewöhnt, war zur Maschine disciplinirt. Ein solches Heer konnte allerdings viel leisten, sobald es nur gut geführt wurde. Die Preußen siegten auch wirklich in zwei Treffen, allein die Siege waren ohne wesentlichen Erfolg, denn der Geist fehlte, der im 7jährigen Kriege das Ganze leitete. Hierzu kam noch eine gewisse Eifersucht zwischen dem preußischen und österreichischen Militär, eine Folge der früheren Feindseligkeiten zwischen den beiden Mächten, wodurch der Erfolg in diesem Kriege vermindert und oft ganz vereitelt wurde. Ein großer

Theil des preußischen Heeres sah Oesterreich eigentlich mehr als seinen Feind an, als Frankreich, obgleich jene Ideen, welche sich während der Revolution in Frankreich verbreiteten, keinen Anklang im preußischen Heere fanden. Denn der Offizierstand verabscheute aus aristokratischen Prinzipien jenes Treiben, und der Soldat war zu indifferent, um davon angesteckt zu werden.

Ganz anders aber, als in der Armee, war die Denkungsart des preußischen Volkes. Während ein Theil unsern Waffen Glück wünschte, fürchtete der andere die Erfüllung dieses Wunsches, ohne daß er es öffentlich zu äußern wagte. Zu der ersten Klasse gehörten außer dem Könige der Adel und alle diejenigen, deren Interesse von dem des Regenten und des Adels unzertrennlich waren. Zur zweiten Klasse gehörten diejenigen der Bürgerlichen, die den Adel haßten und beneideten, und diejenigen der geringern Stände, welche durch den Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge eine Verbesserung ihrer Lage in materieller Hinsicht wünschten und hofften. Zu diesen letztern gehörte namentlich der Bauernstand. Unleugbar wirkten viele der gebildeten Bürgerlichen aus Leidenschaftlichkeit auf die untern Klassen und verbreiteten absichtlich das Gift trügerischer Ideen, ohne zu bedenken, daß, wenn sie auf diesem Wege einen Zweck erreichten, sie zugleich das viele Gute mit dem wenigen Schlimmen aufopfern würden. Aber zugestehen muß man auch, daß unter den Anhängern der französischen Revolution, vorzüglich im Anfange derselben, als sie noch nicht zur Anarchie ausgeartet war, viele Edeldenkende waren, die mit dem Wunsche, daß vorhandene Mißbräuche abgestellt werden möchten, die Hoffnung verbanden, daß dies auf dem eingeschlagenen Wege geschehen würde. Traurig, aber wahr ist das

Bekenntniß, daß die französische Revolution wohl in keinem Staate mehr Anklang fand, als im preußischen.

Die letzte Theilung Polens, die auf das übrige Volk Preußens keinen Einfluß äußerte, und der Baseler Friede fielen in diese Zeit. Von jetzt an tritt die Politik Preußens als ganz einseitig und selbstsüchtig auf. Gestützt auf den Glauben an seine Unüberwindlichkeit, isolirte sich Preußen ganz von den übrigen europäischen Mächten und behauptete eine Neutralität, der Frankreich größtentheils sein Emporkommen verdankte.

Während man so den verbündeten Mächten die Last des Krieges überließ, beschäftigte sich die preußische Regierung, Polen zu organisiren. So schwierig es an sich ist, eine Nation in ihrem Character umzugestalten, wenn Sprache, Religion, Gesetze, Sitten und Gewohnheiten eine Verschiedenheit mit dem Volke bilden, dem sie einverleibt worden ist: so war das Verfahren der preußischen Regierung um so weniger geeignet, den Polen eine fremde Nationalität aufzudringen, welche ihre bisherige gänzlich zerstören sollte. Polen bestand aus Freien und aus Sclaven, denn die dortige Leibeigenschaft war in Wahrheit eine Sclaverei. Man entzog dem Freien einen großen Theil seiner Freiheiten, wodurch man ihn mißmuthig machte, und drang dem Sclaven Schutz und Freiheit auf, die er nicht zu würdigen verstand, und wodurch er weder dankbar noch anhänglich an die Regierung wurde. Mit einem Worte, man verfuhr zu rasch und bedachte nicht, daß auch die Bildung eines Volkes ihre Zeit zum Reifen erfordere. Die Folge hiervon war, daß manche Uebelstände hervor traten, die man durch Strenge ahnden mußte, um nicht durch Inconsequenz noch größere hervor zu

rufen. Die Gerechtigkeit wurde hierbei wohl oft nicht berücksichtigt.

In den letzten Jahren seiner Regierung war Friedrich Wilhelm II. krank und schwach. Ein Herr von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten und von vortrefflichen Charakteranlagen, hatte Friedrich Wilhelm durch zu großen Genuß physischer Liebe seine Gesundheit untergraben. Seine Schwäche wurde bald von seinen Umgebungen benutzt, die ihre selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen strebten. Mancher Unredliche wurde durch die Gutmüthigkeit des Königs zu Ehre und Reichthum befördert, mancher Redliche und Wohlmeinende wurde durch den Einfluß seiner Umgebungen in den Hintergrund geschoben. Eine Sittenlosigkeit herrschte in den höhern Ständen, unleugbar durch das Beispiel des Hofes hervorgerufen. Aber verderblicher, als alles dies hätte ein mystischer Pietismus werden können, zu dem man den König verleitete, wenn nicht der bald erfolgte Regierungswechsel diesem Unwesen gesteuert hätte. Wöllner, ein Geistlicher, war zum Minister erhoben. Dieser Mann, ein wahrhafter Priester, würdig, der Nachfolger eines Gregor VII. zu sein, strebte dahin, sein und seines Standes Ansehen durch Unterdrückung der Geistesfreiheit zu erheben. Der Censurzwang und die Einschränkung der Preßfreiheit waren die Mittel zu seinem Zwecke. So tief dies auch von allen Aufgeklärten im Staate gefühlt wurde, die sich unter des freisinnigen Friedrich des Großen Regierung einer edlen Denkfreiheit erfreut hatten, so überwog doch die Besorgniß, welche das schon von Wöllner bearbeitete Religionsedict erregte, alles andere Mißvergnügen, welches jene Maßregeln bewirkt hatten. Zum Glücke Preußens kam dies Edict nicht zur Ausführung, und die Ruhe im Staate wurde erhalten.

Friedrich Wilhelm III. bestieg jetzt den Thron seiner Väter. Der Schatz, welchen Friedrich der Große seinem Nachfolger hinterlassen hatte, war dahin, das Land war verschuldet, Sittenlosigkeit hatte sich verbreitet und Heuchler umgaben den Thron. Des jungen Königs richtiger Blick faßte sogleich das Wesentliche ins Auge, worauf es ankam, um die Ordnung der Dinge wieder zum Wege des Guten zurück zu führen. Er hemmte sogleich die Emanation des Verderben drohenden Religionsedictes, stellte die Denk- und Glaubensfreiheit wieder her und ordnete in wenigen Jahren durch weise Sparsamkeit die zerrütteten Finanzen seines Staates. Friedrich Wilhelm III. war ein Muster der Sittlichkeit und sein Beispiel wirkte in dieser Beziehung segnend auf sein Volk. Aber weise war es auch, daß er es der Zeit überließ, das Bessere zu entwickeln und nicht mit Strenge als ein Reformator der Sitten auftrat. Er erreichte auf diese Weise sicherer seinen Zweck, ohne in die Freiheit der Menschen gewaltsam einzugreifen. Der redliche Sinn des Königs verabscheute Schmeichler und Heuchler. Geraden Sinnes, wie er, waren die Umgebungen, die er sich wählte. Keine Partheilichkeit, keine Vorliebe für einen Stand, kein Vorurtheil leitete ihn in seiner Wahl. Selbst seiner Persönlichkeit sich bewußt, schätzte er bei Andern die Persönlichkeit ohne Unterschied der Verhältnisse, welche der Zufall gebildet hatte. Einfach in seinem Aeußern, ohne Prachtliebe, ohne Ostentation, übte Friedrich Wilhelm wahre Humanität. Von Gerechtigkeitsliebe und allgemeinem Wohlwollen beseelt, wollte er nur das Glück seines Volkes.

Der Sturm, den die französische Revolution erregt hatte, bewegte Europa. Neue Ansichten, wahr zum Theil, aber auch unendlich viele falsche, waren aufgestellt worden und

gingen in die Köpfe der Menschen über, ohne durch eine gesunde Kritik geläutert zu werden. Es veränderten sich die Begriffe von Freiheiten und von Rechten, die Meinungen der Völker fingen an, Gewicht zu haben. Wohl gewahrte Friedrich Wilhelm die Veränderung, welche sich im geistigen Leben der Völker zeigte. Aber er gewahrte auch die Schwierigkeit, dem Strome eine angemessene Richtung zu geben, und überließ die Entwickelung der Zeit. Sein Grundsatz war es, alle Einmischung in das gewaltige Treiben zu vermeiden. Er beharrte auf einer Neutralität, die er als das sicherste Mittel ansah, sein Volk gegen die Wechselfälle des Schicksals zu bewahren; so erhielt er demselben Jahre der Ruhe, die späterhin verderbliche Folgen brachten. In dieser Ruhe und in der geträumten Sicherheit, welche die Macht des Heeres dem Staate verlieh, wurden die Veränderungen, welche die Zeit hervorbrachte, nicht hinreichend erkannt und gewürdigt. Das Alte ward zwar erhalten, aber Preußen veraltete auch in der Erhaltung des Alten.

Frankreich hatte sich nach und nach entwickelt. Seine Heere hatte Glück und Ruhm begleitet und es erfocht seine Siege auf deutschem Boden. Aber noch dauerte der Kampf der Meinungen fort, denen stets ein Vereinigungspunkt fehlte. Da trat Napoleon Buonaparte auf und beendigte die Revolution. Sein Feldherrntalent und sein Glück, welches ihn in Italien begleitete, hatte ihm ein Uebergewicht verschafft, welches er um so mehr benutzen konnte, als das Volk des Unheils müde war, das die Anarchie geschaffen hatte. Napoleon erhob sich unter dem Namen eines ersten Consuls zum Regenten Frankreichs und bald darauf nahm er den Kaisertitel an. Verschwunden war jetzt das Phantom der Freiheit, von dem die Menge geträumt hatte. Formen blieben als

Schattenbilder stehen, während der Despotismus die Zügel der Regierung erfaßt hatte. Aber Napoleon erkannte die Zeit, in der er lebte, er erkannte den Character der Nation, die er beherrschte und sah die Schwächen anderer Völker und deren Regierungen. Während er dem französischen Volke schmeichelte, trat er schroff den andern Mächten Europas entgegen, denn er fühlte wohl, daß Kriege nach außen seine Macht befestigen und zugleich seinen Ehrgeiz befriedigen würden. Im Genusse mancher Wohlthaten, welche die Abschaffung vieler Mißbräuche hervorgebracht hatte, fühlte das Volk sich zufrieden, und es fehlte nur der Ruhm fortwährender Siege, um dem Enthusiasmus des leicht zu erregenden Volkes eine Bahn anzuweisen. Leicht fand Napoleon einen Vorwand zum Kriege. Die Gefilde von Austerlitz krönten ihn mit Sieg.

Preußens einseitige und schwankende Politik setzte dem Sieger kein Hinderniß von dieser Seite entgegen. Die Annahme Hannovers für Anspach und Baireuth von dem Feinde Deutschlands wird ein unauslöschbarer Flecken der preußischen Politik bleiben.

Das verhängnißvolle Jahr 1806 rückte heran. Noch glaubte man, durch Unterhandlungen dem Kriege ausweichen zu können, als schon das feindliche Heer die Preußen im Rücken bedrohte. Man schlug die verderbliche Schlacht bei Jena, und Preußens Größe fiel in einem Tage. Da erst wurde dem Volke klar, daß Preußen nicht fortgeschritten war und Veränderungen erlitten hatte, ohne sie gekannt zu haben. Das stolze Selbstvertrauen machte einer eben so großen Muthlosigkeit Platz. Man fühlte seine Schwäche, nachdem man die Macht des Siegers hatte kennen lernen. Der Friede zu Tilsit endete das Trauerspiel, und nur ein

Schatten von dem, was Preußen früher gewesen war, blieb übrig von seiner Größe.

Erst jetzt fühlte man, daß man nicht mehr gegen Frankreich, sondern daß man gegen Napoleon gestritten hatte. Frankreich war nur noch das Mittel, welches zur Erreichung der Zwecke Napoleons diente.

Es war während der Revolutionskriege wohl bei manchen Leuten, ja man kann sagen bei manchen Ständen der Wunsch erwacht, daß die Reform in Frankreich sich auch andern Staaten mittheilen möchte, und deshalb erschien den untern Klassen die Invasion von 1806 im ersten Augenblicke weniger verderblich, weil sie Hoffnungen an dieselbe knüpften. Indeß bald enttäuschte sich ein Jeder. Die prahlerisch ausgerufenen Grundsätze von Menschenrechten, welche die Revolution verkündet hatte, waren als Seifenblasen im Sturme der Zeit verschwunden und mit ihnen alle demagogischen Künste, dnrch welche das Volk aufgereizt worden war. In Napoleon hatte die Revolution ihr Ende gefunden und es kam ihm daher hauptsächlich darauf an, die Ideen in Vergessenheit zu bringen, die seiner Herrschsucht und der von ihm eingeleiteten Militärdespotie nicht entsprachen. Statt daher die Völker zu beglücken, wie es die Franzosen in ihrem Enthusiasmus verkündet hatten, trat Napoleon als Unterdrücker derselben auf. Mochten auch Millionen außerhalb Frankreichs seufzen: die Franzosen theilten Ruhm und Beute mit Napoleon, und ihr Ehrgeiz und ihre Eitelkeit fanden Befriedigung.

Mit welcher Härte, mit welchem Stolze Napoleon Preußen und seinen König behandelte, liegt noch in unserm Gedächtnisse. Er achtete Preußen und sich selbst so wenig, daß er es nicht einmal für nöthig hielt, die schon ohnehin

so harten Bedingungen des Tilsiter Friedens zu erfüllen. Er fügte der Geringschätzung und der Schmach noch einen fortwährenden Druck hinzu, indem er die Hauptfestungen des preußischen Staates besetzt hielt und seine Truppen von Preußen verpflegen ließ. Das Land verarmte unter diesem Drucke, und um so fühlbarer war dies, als Preußen bis dahin auf einer bedeutenden Stufe der Wohlhabenheit gestanden hatte.

Vergleichen wir jetzt das preußische Volk während dieser Periode mit seinen frühern Verhältnissen.

Im Allgemeinen hatte sich in Europa und namentlich in Frankreich und Deutschland die Bildung der Völker sehr verändert. Dies war eben so im preußischen Staate der Fall. Das freie Denken hatte nicht allein viele Vorurtheile und Irrthümer erkannt und verworfen, sondern es hatte durch gründliches Forschen zur Erkenntniß vieler Wahrheiten geführt. Nicht bloß in den protestantischen Ländern war der Geist entfesselt worden, auch auf die katholischen hatte es zurück gewirkt; die Ueberzeugung, welche dem denkenden Menschen die Wahrheit stets gewährt, hatte auch in den katholischen Ländern die Furcht vor dem Forschen überwunden. Man war auch hier aufgeklärter geworden und hatte erkannt, daß der Mensch nicht auf einer Bildungsstufe stehen bleiben dürfe, sondern daß seine große Aufgabe im Fortschreiten bestehe. Jetzt erst trat die Wohlthat der Reformation auch in den nicht reformirten Völkern klarer hervor, und was Friedrich des Großen Geist geschaffen hatte, wirkte lebendig fort auf das Wohl der Menschheit. Man verwechsele nicht die französische Revolution mit den Folgen der Aufklärung. Diese Gräuelthaten gingen nicht aus der Aufklärung hervor, sondern aus dem Mangel derselben. Die Aufklärung

kann nur von oben herab wirken und kann von Geschlecht zu Geschlecht sich nur schrittweise fortpflanzen. Aber von der Hefe des Volkes kann sie nicht ausgehen, denn diese ist der letzte Theil, der von ihr berühret wird. Daher müssen wir in der Nacht, welche Frankreich umgab, nicht das Licht der Wahrheit suchen. Aber in den gebildeten Ständen, in denen, welche in ordnungsmäßiger Form die Zügel der Regierung in den verschiedenen Staaten führen, in diesen zeigen sich die Wohlthaten der Aufklärung. Also nicht im Pöbel, der bei der Anarchie in Frankreich der mächtigste war, finden wir die Humanität, sondern in den Regenten der andern Staaten und ihren Umgebungen.

Wie überhaupt wahre Ausbildung des Geistes die schroffen Unterschiede zwischen Völkern und den einzelnen Ständen verwischt und zum Kosmopolitismus hinführt, so verschwindet mit ihr der Nationalhaß, Partheihaß und Religionshaß. Eine wahre Toleranz entwickelt sich, die den Menschen veredelt, und welche das allgemeine Wohlwollen und die Menschenliebe zur Ausübung bringt, zu welcher Christus in seiner herrlichen Lehre die Anleitung gibt. Diese Seiten der Ausbildung waren jetzt mehr denn jemals ans Licht getreten, der König stand jetzt dem Volke näher, als sonst der Vater dem Sohne, es war die Knechtschaft verschwunden, die früher selbst im Familienleben der Menschen herrschte.

Friedrich Wilhelm III. war nicht bloß König, er war auch ein edler Mensch. Von der Natur mit einem klaren Verstande begabt, fehlte es ihm indeß theils an Selbstvertrauen, theils an Voraussicht dessen, was sich aus der verhängnißvollen Zeit entwickeln mußte. Daher die Unentschlossenheit, welche sich im Jahre 1805 bei den Kriegsrüstun-

gen Preußens zeigte und welche im Jahre 1806 beim Beginne des Krieges noch mehr hervortrat. Er gehörte nicht zu den Geistern, die das Schicksal bestimmt hat, die Weltbegebenheiten zu leiten, er ließ sich mehr fortreißen durch den Drang der Umstände.

Tief fühlte Friedrich Wilhelm das Unglück, was ihn betroffen hatte, aber tief fühlte er auch das Unglück seines Volkes. Erst jetzt wurde es ihm klar, daß die Zeit Veränderungen hervorgebracht, die er nicht ganz in ihrem Umfange erkannt hatte; erst jetzt wurde er gewahr, daß er zu lange auf einer Stufe verweilt hatte, ohne die nöthigen Fortschritte zu machen.

Das preußische Heer war im Ganzen noch ziemlich das geblieben, was es früher gewesen war, der Unterschied gegen sonst bestand hauptsächlich darin, daß des großen Friedrichs Geist es nicht mehr belebte und daß die veränderte Kriegsmanier Napoleons das gegenseitige Verhältniß umgestaltet hatte. Das zu große Selbstvertrauen des Heeres würde bei günstigem Erfolge eben so den Muth gestärkt haben, wie es jetzt völlige Niedergeschlagenheit hervorbrachte. Nicht Mangel an Tapferkeit, sondern Unkenntniß der neuern Kriegführung war die Ursache des unglücklichen Erfolges.

Der Adel war nach und nach immer mehr verarmt. Er hatte theils seinen Güterbesitz verloren, theils waren die Güter verschuldet. Der größte Theil des Adels fand seine Zuflucht noch im Kriegsdienste. Dies Verhältniß der Verarmung trat um so mehr hervor, als die steigende Industrie eine Wohlhabenheit unter dem bürgerlichen Stande hervorgebracht hatte, mit welchem sich der Adel nicht mehr messen konnte. Er verlor mit seinem Vermögen immer mehr an Einfluß. Aber seine Anmaßung war ihm geblieben, vor-

züglich im Offizierstande. Er glaubte sich noch im Besitze aller frühern Vorzüge, während die Verhältnisse sich ganz zu seinem Nachtheile verändert hatten. Nur der bei weitem geringste Theil des Adels hatte die Nothwendigkeit erkannt, sich durch Ausbildung des Geistes einen Einfluß zu erhalten, den nur die Persönlichkeit gewähren kann. Dem größten Theil des Adels fehlte es selbst an Mitteln, sich diese Ausbildung zu verschaffen.

Die Bürgerlichen zerfielen, wie schon erwähnt worden, in zwei Klassen, nämlich in die Gebildeten und Ungebildeten. Die erste Klasse war es, die außer den Staatsbeamten und den wohlhabenden Bürgerlichen, welche Privatgeschäfte betrieben, auch die Klasse der Gelehrten größten Theils in sich faßte. Vergleichen wir die Schriftsteller dieser Zeit, so finden wir wenige Männer des Adels, die in der Literatur eine hohe Stellung einnahmen. Dies sowohl, als der Besitz von Reichthümern gab den Bürgerlichen in vieler Hinsicht ein bedeutendes Uebergewicht gegen den Adel. Aber, je mehr jene Klasse sowohl in geistiger, wie in politischer Beziehung ihren Werth fühlte, je drückender erschien ihr auch die Anmaßung des Adels. Dieser Stand schien den Bürgerlichen nicht allein derjenige, der ihrem Emporkommen im Wege stand, sondern sie fingen an, ihn als das Hinderniß alles nöthigen Fortschreitens zu betrachten. Der lange genährte Haß, den Stolz auf der einen Seite, und Ehrgeiz auf der andern gezeugt hatten, wurde jetzt laut, man sprach sich in Schriften darüber aus und maß dem Adel vorzüglich in der Armee das Unglück bei, welches das Ganze betroffen hatte. Bei einer jeden Leidenschaftlichkeit wird Recht nicht von Unrecht unterschieden. Daher dann dem ganzen Stande eine Schuld zur Last gelegt wurde, die

doch ein großer Theil wenigstens nicht trug. Von dieser Zeit an fand man in politischen Schriften, ja selbst in den unbedeutendsten Romanen unwürdige Invectiven gegen den Adel, die mehr den Haß der Bürgerlichen gegen diesen Stand bekundeten, als seinen Unwerth. Wie nachtheilig aber dergleichen leidenschaftliche Uebertreibungen wirken, weiß jeder Ruhige. Der Adelige, welcher sich seines persönlichen Werthes bewußt ist, wird den Schriftsteller, der seinen Haß in solchen Ausdrücken äußert, als „adliger Wicht, Adelskaste" und was mehr der verächtlichen Aeußerungen sind, nur bemitleiden, aber nicht anfeinden. *) Aber die Mehrzahl wird durch dergleichen Angriffe gereizt werden, und es entflammt sich dadurch ein Partheihaß, das Verderblichste, was sich in einem Staate ausbilden kann. Der Verständige wird zwar hieran nie Antheil nehmen, er sei adeligen oder bürgerlichen Geschlechtes. Aber wie viele Verständige giebt es denn im Verhältnisse gegen die Unverständigen und Leidenschaftlichen?

Die Klasse der ungebildeten Bürgerlichen umfaßt diejenigen, welche bürgerliche Gewerbe treiben. Obgleich zwar in den niedern Klassen ein größerer Indifferentismus gegen das Politische herrscht, als in den höheren, weil Erstere mehr für ihre materiellen Interessen leben, so theilten sich

---

*) Seume drückt sich in seinen Aphorismen mit folgenden Worten über den Adel aus „wer die Privilegia erfunden hat, soll zehn tausend Jahre nach dem Aussterben der Hölle von dem letzten raffinirtesten Teufel privilegirt in den Stock gesetzt und mit sublimirtem Höllenstein vom Tode zum Leben und vom Leben zum Tode gebeizt werden." Welche Leidenschaftlichkeit! Sollte ein Schriftsteller sich nicht schämen, solchen Unsinn drucken zu lassen?

doch die Ansichten der Andern auch dieser Klasse mit. Sie fing überhaupt an, mehr Theil an dem Allgemeinen zu nehmen. Eben so der Bauernstand, jedoch noch in minderem Grade. Aber das ganze Volk empfand die Schmach, fühlte den Druck, den ihm Napoleon bereitet hatte. In diesem Drucke, der mehr oder weniger ganz Deutschland und viele Völker Europas traf, sollte sich der Vereinigungspunkt finden für die verschiedenen Stände, für die verschiedenen Partheien in Preußen, er sollte der Vereinigungspunkt werden für die Völker Deutschlands, für die Völker Europas.

Vierte Periode.

Von Preußens Fall im Jahre 1806 bis zum Pariser Frieden im Jahre 1815.

Friedrich Wilhelm erkannte jetzt, daß eine durchgreifende Reform sowohl in den Verhältnissen des Militärs als auch in den Civil-Verhältnissen nöthig sei, um den Staat auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus bei etwa günstigen Ereignissen eine Benutzung derselben möglich werden könnte. Leichter war das Erstere, nämlich dem Militär eine der neuern Kriegführung angemessene Organisation zu geben. Das alte System der Werbung wurde abgeschafft, man überzeugte sich, daß die größte Kraft des Heeres nur durch die eigenen Unterthanen bestehen könne. Es wurde allen Ständen frei gestellt, sich dem Offizier-Stande zu widmen, jedoch mußte ein Jeder sich ohne Unterschied einer Prüfung seiner Tüchtigkeit unterwerfen. Soldaten wurden einexercirt und entlassen, um im Nothfalle die Armee verstärken zu können. Man bereitete, so viel es sich thun ließ, ohne die Aufmerksamkeit Napoleons zu sehr zu erregen, Alles für einen möglichen Fall vor. Schwieriger war es, die nöthige Reform in den Civil-Verhältnissen zu veranlassen. Man mußte Mißbräuche, Gewohnheiten und Privilegien abschaffen, neue Verhältnisse ins Leben rufen, wie die Zeit und

die Meinung sie erforderten. Auf bestehende Rechte konnte dabei nicht immer Rücksicht genommen werden. Mancher mußte einbüßen, was Andere gewannen. Auch rasch mußte gehandelt werden, theils um in der Reform nicht durch eintretende Verhältnisse unterbrochen zu werden, theils um die Niedergeschlagenheit der Nation zur ruhigen Duldung der Veränderung zu benutzen, theils um durch die Aussicht auf bessere Zeiten die Nation wieder zu erheben.

Der Minister v. Stein war der große Mann, aus dessen tiefer Einsicht in die Zeitverhältnisse der Plan zu dieser Reform hervorging, und Friedrich Wilhelm hatte das eben so große Verdienst, diesen Plan zu billigen und ihn zur Ausführung zu bringen. Die Idee der Freiheit, welche Frankreich auf dem blutigen Wege der Revolution gesucht, aber nur theilweise gefunden hatte, lag dem Plane Steins zum Grunde. Auf dem ruhigen Wege der Reform wollte er eine Volksfreiheit schaffen, an welcher ein jeder Unterthan, sowohl der höchste als der geringste, Theil hätte. In der Wohlthat dieser Freiheit wollte er die Nation zu einem Ganzen vereinigen, zu einer allgemeinen Tendenz sie hinleiten, um durch die Vereinigung der Kräfte Aller dem verkleinerten und geschwächten Staate Festigkeit und Macht zu verleihen. Von diesem Grundsatze ausgehend, entwarf Stein die Gesetze, welche die bisherigen Verhältnisse umgestalteten. Die Städte-Ordnung, die Aufhebung der Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, die Abfindung der Bauern vom Hofedienste durch Aequivalente, die Gewerbefreiheit waren die wichtigsten dieser Gesetze. Durch sie fanden die betroffenen untern Stände nicht allein eine Befriedigung eines längst gefühlten Bedürfnisses, sondern es wurde dadurch auch der Keim der Unzufriedenheit erstickt, welchen das nicht beachtete

Bedürfniß nährt. Der bisherige Druck hörte auf, und bald entfaltete sich die schöne Blüthe der Freiheit, welche jetzt im ganzen Volke blühte.

Wenn man in manchen Fällen vielleicht zu weit ging, so wird man auch billiger Weise die Mängel entschuldigen, welche im Drange der Umstände durch die Eile hervorgerufen wurden, mit welcher man zu handeln gezwungen war. So hatte man bei der Aufhebung des Mahlzwanges nicht berücksichtigt, daß dadurch den Mühlenbesitzern ein Nachtheil verursacht wurde, ohne daß der Zwangspflichtige einen eigentlichen materiellen Gewinn daraus zöge. Hätte man auch hierbei, wie bei dem Hofedienste und den bäuerlichen Abgaben eine Ausgleichung zwischen den Interessenten festgesetzt, so hätte der Staat sehr bedeutende Summen sparen können, die er nachmals zur Entschädigung der Müller aufwenden mußte.

Die Steuerfreiheit der Rittergutsbesitzer war schon unter den frühern Regierungen immer mehr beschränkt worden. Auch Friedrich Wilhelm hatte dies schon vor dem Kriege gethan. Jetzt wurde sie ganz aufgehoben. Obgleich die Gutsbesitzer hierdurch, so wie durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit allerdings Etwas einbüßten, so war doch der größte Theil verständig genug, die Nothwendigkeit dieser Maßregeln einzusehen, und nur die geringere Zahl empfand Unzufriedenheit, die sie indeß nicht laut werden ließ.

Aber nicht bloß auf die bürgerlichen Verhältnisse beschränkte sich die Reform. Auch die geistige Ausbildung der Nation wurde berücksichtigt. Verbesserungen der Schulen, besonders der Elementarschulen, die bisher weniger beachtet waren, wurden vorgenommen. Man wollte nicht bloß den

freien Staatsbürger, man wollte auch seine geistige Ausbildung nach den Verhältnissen seines Standes, damit er nicht allein seine Freiheit erkennen, sondern auch einen vernünftigen Gebrauch von ihr machen lerne. So wurde der Baum gepflanzt, der schon in wenigen Jahren die herrlichsten Früchte tragen sollte.

Die Nation war jetzt Eins. In der Erhaltung des Bestehenden und dem Hasse gegen den Unterdrücker fand sie einen festen, einen allgemeinen Vereinigungspunkt. Wie überhaupt ein gemeinschaftliches Unglück die davon Betroffenen näher znsammenführt, so schließen sich auch bei einem allgemeinen Ungemache die verschiedenen Stände mehr an einander. Es wird ein edler Sinn erregt, das Interesse des Einzelnen weicht dem Allgemeinen, der Unterschied der Stände und der bürgerlichen Verhältnisse tritt in den Hintergrund, und die vorher sich trennten, bieten sich als Freunde die Hand. So erwachte der Geist der Eintracht in Preußen und bildete sich zur Nationalität aus.

Obgleich man kaum zu hoffen wagte, das Joch des mächtigen Unterdrückers abwerfen zu können, so fühlte man doch den Muth, ihm mit allen Kräften zu widerstehen, wenn die Gelegenheit sich darböte.

Aber nicht bloß in den preußischen Staaten, sondern auch in denen, welche durch den unglücklichen Krieg davon losgerissen waren, fühlte man schwer den Druck des Despoten. Ein allgemeiner Haß gegen ihn und gegen Frankreich entwickelte sich dort und zugleich der Wunsch, sich wieder mit den alten Mitbrüdern zu vereinigen. Eben so wirkte der Druck auf diejenigen Länder, welche Napoleon ihrer angestammten Regenten beraubt und unter französische Herrschaft gestellt hatte. Ganz Deutschland fühlte zuletzt die Schmach,

welche der Fremdling auf dasselbe gehäuft hatte, und der Wunsch, wieder Deutsche zu sein, regte sich auch bei den Fürsten und den Völkern Deutschlands.

Als im Jahre 1809 Oestreich sich zur Gegenwehr rüstete, um dem neuen Angriffe Napoleons zu widerstehen, belebte die Hoffnung manchen Edelgesinnten, und es wurden im Geheimen Verbindungen angeknüpft unter Männern, welche Deutschland und die Freiheit liebten und Frankreich und Napoleon, den Unterdrücker der Völker, haßten. Unter diesen verdient vorzugsweise Schill Erwähnung. Schon in dem Kriege im Jahre 1807 hatte Schill als glücklicher Partheigänger sich ausgezeichnet und sich dadurch einen Namen und das Vertrauen des Volkes erworben. Jetzt stand er als Kommandeur eines Husaren-Regiments in Berlin. Schill war ein Mann, der außer seinen tüchtigen militärischen Eigenschaften auch ein Herz besaß, das enthusiastisch für Freiheit und Vaterlandsliebe schlug und von unauslöschbarem Hasse gegen Napoleon glühte. Aber, obgleich sein Wille großherzig und seine Anstrengung kräftig war, so war er doch nicht der Mann, welcher Napoleon gegenüber den Weltbegebenheiten eine Richtung geben konnte. Ihm ging es wie so vielen, die zu einer Parthei gehören, er überschätzte die Macht seiner Parthei und schlug die ihm entgegenstehenden Kräfte zu gering an. Es ist etwas so Natürliches, daß Menschen, denen die Natur nicht einen ungewöhnlichen Scharfblick verliehen hat, die allgemeine Volksstimme zu hören glauben, wenn sie in dem steten Umgange mit Gleichgesinnten und Männern von ihrer Parthei nur Aeußerungen hören, die mit ihren eigenen Ansichten und Meinungen übereinstimmen. Die entgegengesetzten Ansichten erfahren sie nicht, weil sie alle Mittheilung mit den Andersgesinnten

vermeiden. Aber, wenn auch wirklich die Mehrzahl mit ihren Ansichten, mit ihren Wünschen übereinstimmt, so liegt darin noch nicht der Vereinigungspunkt der Masse zum Handeln. Manchen hält die Furcht des Mißlingens, manchen die Unzulänglichkeit der Mittel zurück, und das Unternehmen scheitert oft, ehe es ins Leben getreten ist. So ging es auch Schill. Statt durch sein Erscheinen auf dem linken Elbufer ein Heer auftreten zu sehen, wie er wähnte, bildete sich nur eine kleine Schaar muthiger Jünglinge um ihn, denen er weder gehörige Bewaffnung schaffen, noch sie in seiner flüchtigen Laufbahn organisiren konnte. Bald mußte er daher zurück weichen, von der Uebermacht verfolgt, und fand seinen frühzeitigen Tod, aber den Tod eines Helden, in Stralsund. Beurtheilen wir den Zug Schills in Rücksicht auf seinen und seiner Getreuen Absicht, so steht er sowohl, als Alle, die ihm folgten, sehr hoch in der Geschichte Preußens. Berücksichtigen wir aber die Verlegenheit, in welche er den König setzte und die möglichen Folgen seiner mißlungenen Unternehmung, die Napoleon nicht von dem Einen, sondern von dem preußischen Volke ausgehend betrachtete, so können wir nicht umhin, Schills Unternehmen als ein übereiltes und unbesonnenes zu tadeln. Obgleich nun zwar die Vernunft den unglücklichen Helden tadeln mußte, so sprach doch das Herz der Völker für ihn. Und, wenn das Unternehmen Schills auch nicht den beabsichtigten Erfolg hatte, so hatte es doch den, daß der Haß gegen den Despoten durch den Tod des Mannes erhöhet wurde, der es gewagt hatte, ihm kühn entgegen zu treten, um seinen Mitbrüdern die Freiheit zu erkämpfen.

Auch der Herzog von Braunschweig mußte der Uebermacht weichen, als er mit seiner kleinen Schaar seinen

Rückzug durch das Land der Feinde (einst sein eigenes) machte.

Der unglückliche Krieg Oestreichs befestigte die Macht Napoleons, aber allgemeine Theilnahme regte sich in Deutschland für Oestreich. Deutschland näherte sich jetzt einer Einheit, die dem Scharfblicke Napoleons entging, denn im Uebermuthe seines Glückes und seiner Macht verachtete er die Ueberwundenen.

Napoleon hatte jetzt den Gipfel seiner Macht erstiegen. Aber mit seinem Standpunkte hatte sich auch die Ansicht verändert, die er von seiner Zeit hatte. Er vermochte nicht mehr, sie zu erkennen und zu würdigen, er sah nicht die Veränderungen, welche in den Völkern vorgegangen waren, und glaubte noch in der Zeit zu leben, die sein Glücksstern erleuchtete.

Er begann im Jahre 1812, unterstützt vom größten Theile Europas, den Krieg mit Rußland. Auch Preußen theilte die Schmach der Ueberwundenen, es mußte sich dem Ueberwinder anschließen, um seinen treuesten Bundesgenossen zu bekämpfen. Noch nie war ein solches Heer in Europa zum Kampfe geführt, als das, welches Napoleon gegen Rußland führte. Er siegte, und drang vor bis zur alten Czaarenstadt. Aber hier endete Napoleons Glück. Noch glaubte er gegen den Herrscher des Volkes und dessen Heer Krieg zn führen, als der Krieg schon ein Volkskrieg war. Der Rückzug von Moskau, die eingetretene Kälte, die Vernichtung des ganzen Heeres und die Flucht Napoleons nach Paris waren Begebenheiten, die man nicht erwartet hatte, die aber um so mehr die Herzen Aller mit Hoffnungen erfüllten, als man darin den Anfang der Reihe großer Ereignisse ahnte, welche die Völker von dem Joche des Eroberers befreien sollten.

York war der erste, der den Muth hatte, zu handeln. Den Willen seines Monarchen nicht kennend, wagte er den Abfall vom französischen Heere und erhielt auf diese Weise dem Könige einen Kern von Truppen, der um so wichtiger wurde, als das preußische Heer ohnehin nur schwach war.

Noch zögerte der König in Breslau mit seiner Erklärung. Unausweichliche Abhängigkeit von Napoleon, vielleicht selbst die Vernichtung der Existenz Preußens auf der einen Seite, auf der andern der Kampf der Verzweiflung und dessen ungewisser Ausgang, das waren die Aufgaben, zwischen welchen nur eine Wahl statt finden konnte. Die Stimme des Volkes sprach sich für die letztere aus. Der König, fortgerissen vom Drange der Umstände, entschied sich für den Krieg und erließ den denkwürdigen Aufruf an sein Volk, der die Brust eines Jeden mit Hoffnung und Freude erfüllte. Nicht wie im Jahre 1806 führte Friedrich Wilhelm dem Feinde jetzt sein Heer, sondern sein Volk entgegen. Begeistert stritten die Preußen gegen die Uebermacht des Feindes. Napoleon drang zwar vor bis in Schlesien, aber nicht, wie er es gewohnt war, in Verfolgung einer überwundenen Armee. Die Kraft eines Volkes, das für seine Existenz kämpft, hatte Napoleon nicht ermessen, er hatte die Mittel nicht gewürdigt, welche die vereinigte Macht eines ganzen Volkes darbietet. Preußens Beispiel wirkte auf ganz Deutschland. Alle Völker, fast alle Regenten fühlten, daß der entscheidende Zeitpunkt eingetreten sei, zu wählen zwischen Freiheit oder Abhängigkeit. Die Wahl fiel auf den Kampf gegen Napoleon. Jetzt zum ersten Male stritt Napoleon gegen die Uebermacht. Er wurde besiegt, floh mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein, wurde auf französischem Boden vernichtet, und entsagte dem Throne, von welchem herab er so viel

Unheil über Europa verbreitet hatte. Ganz Deutschland hatte sich in ein gemeinschaftliches Streben vereint. Es schien, als sei ein deutscher National-Character geboren. Aber den weiter sehenden Blick des ruhigen Beobachters und des Kenners der Geschichte täuschte dieser Schein nicht.

Napoleon war nach Elba verwiesen. Ehe noch die verbündeten Mächte sich über die Länder-Verhältnisse geeinigt hatten, kehrte er nach Frankreich zurück, wurde mit Freuden empfangen und nahm den Thron wieder ein, den Ludwig XVIII. kaum ein Jahr im Besitz gehabt hatte.

Noch einmal glänzte in Deutschland das Licht der Eintracht zwischen den Völkern, und Alles trat zusammen gegen den allgemeinen Feind. Aber, ehe noch die Rüstungen vollendet waren, hatte schon Preußen in Gemeinschaft mit England Napoleon vernichtet, hatten die vereinten Heere schon Paris eingenommen und den Krieg beendigt.

Napoleon starb nicht den Heldentod seiner frühern Thaten würdig. Er überlieferte sich an England und starb nach 6 Jahren als Verbannter, als Gefangener auf dem Felsen von St. Helena.

Napoleon gehört unstreitig zn einer der größten Erscheinungen in der Weltgeschichte. Aus einem unbekannten corsischen Geschlechte entsprossen, zeichnete er sich zuerst durch militärische Talente aus. Das Glück begünstigte ihn. Er benutzte den Einfluß, den er erlangt hatte, zu seiner Thronerhebung und beendigte dadurch die französische Revolution. Bis dahin steht er noch da als ein kräftiger Mensch, der sein Glück zu seinem Vortheile benutzt, ohne den Nachtheil Anderer zu wollen. Aber von nun an kannte sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht keine Schranken mehr. Er wollte

mehr sein, als der Beherrscher eines Volkes, er wollte alle Völker beherrschen. Gleich war es ihm, welche Mittel zum Ziele führten: Gewalt und List, Wortbrüchigkeit und Ungerechtigkeit, kurz, er bediente sich aller. Von Stolz aufgeblasen, verachtete er die Völker und ihre Regenten, er war nur auf seine Erhöhung bedacht, und suchte daher alle Andern zu erniedrigen. Weise war es nicht von ihm, in dem Kriege mit Rußland Alles aufs Spiel zu setzen, um das Letzte zu gewinnen, was er noch erreichen konnte. Sein Haß gegen England war unauslöschlich, weil England seinen Stolz beleidigt hatte, ohne seine Rache gefühlt zu haben. Rachsucht war ein Characterzug bei ihm. Können wir einen Menschen mit diesen Eigenschaften groß nennen? Gewiß nicht. Aber auf der andern Seite war er ein Mann von eisernem Willen, und sein Scharfblick ließ ihn die Schwächen Anderer erkennen. Als Feldherr stand er sehr hoch. Sein militärisches Talent verstand nicht allein die Mittel zum Siege zu benutzen, sondern sie zu schaffen. In der Benutzung seiner Siege that er es Allen zuvor. Er schuf die neuere Kriegskunst und führte die Kriege mit Massen, wodurch er die größten Erfolge hervorbrachte. So lange man ihm nicht ähnliche Mittel entgegen setzte, war er unwiderstehlich. Als aber die Völker, von ihm belehrt, auf gleiche Weise gegen ihn fochten, unterlag auch er dem Kriegsglücke. Die Kriegführung, welche er eingeführt hatte, und bei welcher es nicht darauf ankommt, bloß Schlachten zu gewinnen, sondern mit einer oder einigen Schlachten die Existenz eines Volkes über den Haufen zu werfen, ward auch sein Verderben. Als Feldherr groß, war er es nicht als Mensch, und sein Ruhm als Held verliert sehr viel, weil er nicht den Heldentod zu sterben wußte.

Vielfach sind Parallelen zwischen Napoleon und Friedrich dem Großen versucht worden. Aber es ist unmöglich, die Einseitigkeit Napoleons mit der Vielseitigkeit Friedrichs in Einklang zu bringen. Wenn man einen Dschingischan zur Parallele mit Napoleon gewählt hätte, möchte der Versuch eher gelingen. Beide wollten die Sclaverei, aber Friedrich wollte die Freiheit.

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf die Verhältnisse des preußischen Volkes in der letzten Periode.

Das Unglück, welches Preußen im Jahre 1806 traf, hatte den König fester an sein Volk angeschlossen, die Kriege von 1813 bis 1815 hatten ihn noch mehr mit demselben vereint. Er stand als Vater des Volkes da, dessen Einheit und Kraft seine Existenz von Neuem fest begründet hatte.

Der Adel fühlte nach der Katastrophe von 1806 seine Mängel und strebte nach einer Persönlichkeit, die ihm bis dahin größtentheils abgegangen war. Mit Eifer legte sich der junge Adel auf die Wissenschaften. Es herrschte in ihm eine Tendenz, das Nützliche zu erfassen, es war eine ernste Tendenz, die ihn antrieb. Selbst nach persönlicher Achtung strebend, achtete er die Persönlichkeit anderer Stände. Dies offenbarte sich im Militär sowohl, als in allen Civil-Verhältnissen. Daher auch die Einigkeit des Zusammenwirkens Aller auf einen Zweck hin, als es galt, die allgemeine Kraft anzuwenden. Beseelt von höheren Ideen, als den bloßen politischen oder dem materiellen Interesse, leistete daher die gebildete Jugend Ungewöhnliches, wes Standes sie auch war.

Die Bürgerlichen der gebildeten Klasse fühlten sich jetzt

nicht zurückgesetzt, und der Neid fing an zu schweigen. Auch sie machten mit den übrigen Klassen nur ein Ganzes aus. Der ungebildete Theil des Volkes, sowohl vom Bürger= als Bauernstande, fand den Vereinigungspunkt seines Wirkens im Hasse gegen Napoleon und Frankreich. So machte das Ganze Eins aus, und so nur war es möglich, das zu leisten, was Preußen in den Kriegen von 1813 bis 1815 Großes und Ruhmvolles vollbrachte.

Fünfte Periode.

Vom Pariser Frieden 1815 bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1840.

Nach Beendigung des Krieges kehrten die Völker Europas zum Genusse der lange ersehnten Ruhe zurück, welche sie sich erkämpft hatten. Anfangs knüpfte sich noch das Band der Erinnerung um die Gemüther Aller. Nach und nach aber, wie es vorherzusehen war, trat der Vereinigungspunkt der Nationen und auch der Deutschen in den Hintergrund, und die Interessen der verschiedenen Staaten traten wieder deutlicher hervor. Es gab kein Deutschland, wie so Viele in ihrem Enthusiasmus sich geschmeichelt hatten, es gab nur auf deutschem Boden ein Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover u. s. w. Aber auch in den einzelnen Ländern verschwand nach und nach der Vereinigungspunkt des Strebens, so viel man sich auch von Seiten der Regierungen bemühte, die Erinnerungen an die Vergangenheit aufrecht zu erhalten. Neue Geschlechter wuchsen heran, die alten starben dahin: es waren nicht mehr dieselben Menschen, die im Jahre 1813, nicht mehr die, welche im Jahre 1806 gelebt hatten. So verändert die Zeit die Leidenschaften der Völker, wie der einzelnen Individuen: der Haß mildert sich wie die Liebe, Alles strebt wieder zum Gleichgewicht hin.

Aber eben so, wie in den verschiedenen Staaten Deutschlands die verschiedenen Interessen wieder hervortraten, so entwickelten sich auch in jedem Staate die Interessen der verschiedenen Stände und der Partheien. Die Einheit der Gemüther verschwand auch in Preußen, wie in den andern Ländern Deutschlands. Jugendliche Enthusiasten sahen den schönen Traum verschwinden, dessen Verwirklichung sie gehofft, ja sogar nicht einmal bezweifelt hatten. Sie entbrannten von Unwillen gegen die Regierungen, denen sie die Schuld beimaßen, und traten in geheime Verbindungen zusammen, um das zu verwirklichen, was ihnen als das höchste Glück der Völker erschien. Die bestehende Ordnung mußte über den Haufen geworfen und die Regierungsform nach ihrem phantastischen Gebilde umgewandelt werden: das glaubten, das wünschten und hofften sie, das wollten sie ins Werk setzen. Einige Tausend enthusiastischer Köpfe wollten viele Millionen Andersdenkende zwingen, die gewohnte Ordnung aufzugeben und durch Jünglinge belehrt, sich deren überspannten Ideen anzuschließen. Unbedacht und unberechnet, wie diese Pläne waren, trugen sie eben so ihre Unausführbarkeit in sich, wie sie an und für sich mit der Natur der Dinge im Widerspruch standen. Einiger Unfug und die Bestrafung der Ordnungsstörer waren die Folgen dieser Unternehmungen. Mancher eben so kurzsichtige und von Enthusiasmus verleitete Schriftsteller suchte jene Hirngespinste zu vertheidigen. Mancher Andere wollte die Sache dadurch wieder gut machen, daß er zur Vertheidigung des Bestehenden die ganz entgegen gesetzten Grundsätze aufstellte. Beides bringt schädliche Folgen hervor. Denn eine jede Parthei sieht leicht den Irrthum falscher Grundsätze bei der andern, während sie blind ist gegen ihre eigenen Irrthümer. Aber es liegt

einmal im Menschen, zu den Extremen überzugehen, und wenn eine Wagschaale durch ihr Uebergewicht sinkt, so wirft man leicht zu viel Gewicht in die andere, und das gesuchte Gleichgewicht wird nicht gefunden. So geht es dann fort in stetem Schwanken, bis einmal ein Ruhiger den Mittelweg einschlägt und das Gleichgewicht herstellt.

Unter den Schriftstellern, welche für die bestehende Ordnung sich aufwarfen, verdient Haller Erwähnung. Es erschienen bald nach dem Kriege die ersten Bände seiner Restauration der Staatswissenschaft. Gründlich widerlegte er in denselben das System des Social-Contractes und aller Folgerungen aus demselben. Wäre er hierbei stehen geblieben, so hätte sein Werk Nutzen bringend werden können; aber nun stellte Haller, die Wirklichkeit der Dinge übersehend, ein System auf, das eben so unhaltbar war, als das, welches er widerlegt hatte. Er leitete, der Geschichte und der Erfahrung in der Gegenwart zuwider, die Existenz aller Staaten vom patriarchalischen Ursprunge her und nannte dies eine von Gott festgesetzte Ordnung der Dinge. Auf diesen Ursprung will Haller alle Verhältnisse historisch zurückführen, und so das Recht ableiten von den Verhältnissen der Vergangenheit und denen, welche seine Phantasie geschaffen hat. Die Idee des leidenden Gehorsams bildet einen characteristischen Zug in seinem Ideengange. Selbst zur katholischen Religion übergegangen, empfiehlt er diese als das Mittel, die Völker in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Haller will also die Auflösung der protestantischen Kirche und ihren Rücktritt zur katholischen; er will das Aufhören des Forschens und Denkens, und mit demselben das Aufhören aller Geistesfreiheit, er will moralisch alle Völker vernichten. Wahrlich, so etwas Absurdes kann nur ein ra-

dotirender Greis aussprechen, der in seiner Einseitigkeit unbekannt mit der Welt geworden ist. Im fünften Bande des Werkes, welcher mehrere Jahre nach dem sechsten erschien, spricht Haller über die Republiken. Man glaubt, wieder einen andern Menschen in ihm zu erkennen, als den, der sich in den vorhergehenden Bänden aussprach. Leicht kann man sich indeß das Räthsel dadurch erklären, daß Haller in der Kraft seines Geistes Wahrheiten erkannt, welche sein Gedächtniß festgehalten und die er in den ersten und im fünften Theile seines Werkes ausgesprochen hat. Der Inhalt der übrigen Bände des Werkes und mehrerer zerstreuten Sätze in den eben angeführten Bänden sind indeß Hallers Ideen, als er längst aufgehört hatte, denken zu können. Die Idee Hallers, auf das Historische zu recurriren, hat sich übrigens vielfach verbreitet und wir müssen sie daher einer nähern Prüfung unterwerfen.

In der Gesetzgebung und im Ordnen bürgerlicher Verhältnisse muß, wie in allen Dingen, die Vernunft zu Rathe gezogen werden, wenn etwas Vernünftiges daraus hervor gehen soll. Die Erfahrung muß uns leiten, und das Bedürfniß muß die Richtschnur sein. So haben von jeher alle Verständigen in der Welt gehandelt und deshalb hat man das Veraltete, nicht mehr Passende fortgeworfen und durch passendes Neue ersetzt, wie man das Kleid des Kindes wegwirft, wenn man heran gewachsen ist. Hat man aus Unthätigkeit, Mangel an Einsicht, einseitigen Grundsätzen oder aus Eigensinn dies verabsäumt, so lehrt uns die Geschichte, daß hieraus Reactionen hervorgegangen sind, welche oft mit dem Umsturze der Staaten geendet haben. Darin besteht das Historische, daß man durch das Studium der Geschichte erkennt, welche Wirkungen diese oder

jene Ursachen gehabt haben, damit man, der Vernunft gemäß, den rechten Weg zum Ziele kennen und den falschen vermeiden lerne. Aber das aufzusuchen, was früher einmal da gewesen ist, und es bloß deshalb wieder erneuern zu wollen, unbekümmert darum, ob das Bedürfniß der Zeit es verworfen hat, oder ob es für die jetzige Zeit wieder Bedürfniß geworden ist, das sollte man nicht das Historische, sondern das Veraltete nennen. Das eigentlich Historische zu erkennen, bedürfen wir des Verstandes, das Veraltete zu kennen, bedarf es nur des Gedächtnisses, oder, wem auch dieses fehlt, der kann dem Mangel leicht durch Nachschlagen in Büchern abhelfen.

So lange Gott also dem Menschengeschlechte den Verstand läßt, möge er uns vor den Grundsätzen Hallers und der s. g. historischen Schule bewahren. Und, wenn auch wirklich jene Ideen in die Köpfe einiger Nichtdenker übergegangen sind, so werden diese doch hoffentlich mit der Einführung derselben nicht weiter gelangen, als zu einigen Proben: sonst möchte uns das Experiment gefährlicher werden, als die unreifen Ideen der Schuljugend, die in leerem Dampf verrauchten. — Wir kehren wieder zurück zu dem Verhältnisse des preußischen Volkes. Die Einheit, sagte ich, welche den Erfolg in den vergangenen Jahren gekrönt hatte, verwischte sich immer mehr, je weiter man sich von jenem Zeitpunkte entfernte. Der Adel war jetzt durch das Gesetz in demselben Maße dienstpflichtig zum Militär geworden, als jeder andere Stand. Alle Vorrechte, die er früher genossen hatte, waren nun aufgehoben worden, und es blieb ihm nur noch der leere Name. Der Rittergutsbesitzer, mit welchem man nicht den Adel verwechseln muß, denn schon war ein sehr bedeutender Theil der Rittergüter in die Hände bürgerlicher

Besitzer übergegangen, hatte ebenfalls alle früheren Vorrechte bis auf einige nominelle (s. g. Ehrenrechte) verloren und stand jetzt mit jedem freien Grundbesitzer gleich. Der Adel hatte als solcher daher gar keinen Einfluß mehr, und der Name unterschied ihn noch von den gebildeten Bürgerlichen. Dennoch erwachte in Letzteren theils die Furcht, daß der Adel wieder zu Einfluß gelangen könnte, mehr aber der Neid wegen eines noch bestehenden Schattens früherer Wichtigkeit. Man wünschte auch die letzte Spur der Verschiedenheit der Stände zu vernichten, und da man dem Adel nicht den Besitz des Namens streitig machen konnte, so nahm der Stand der Bürgerlichen wenigstens diejenigen Epitheta in Anspruch, welche bisher dem Adel allein nur zustanden und einen Unterschied im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens machten. Die Gewohnheit hat es bestätigt, und auch dieser Unterschied hat jetzt aufgehört. So unbedeutend diese Sache an und für sich auch ist, so liefert sie doch den Beweis, daß ein gewisser Stolz, nämlich der, keinen über sich dulden zu wollen, in der gebildeten Klasse der Bürgerlichen vorwaltete. Dem Verständigen der Bürgerlichen war die Sache gleichgültig. Eben so war sie es dem Verständigen des Adels, und dieser gab gern dem Wunsche derjenigen nach, die ihre Befriedigung in dieser Spielerei suchten. Aber nicht alle Adeligen waren hiermit einverstanden. Je weniger persönlichen Werth Jemand hat, je mehr Gewicht legt er auf das Aeußere. Es fühlten sich daher viele Adelige und diejenigen vorzugsweise, die keine persönlichen Ansprüche machen konnten, durch jene Eingriffe in ihre Rechte verletzt. Sie betrachteten die Bürgerlichen als ihre Feinde, und suchten durch Anmaßung und Stolz von ihrer Seite die Anmaßung der Bürgerlichen zu paralysiren. Dem Blicke des unbefangenen

Beobachters entging es nicht, daß Spannungen, die auf diese Weise zwischen den beiden Ständen hervorgerufen wurden, nothwendig gegenseitige Reactionen und Partheiungen hervorbringen mußten, und deshalb bedauerte er die gestörte Einheit, welche sich in diesem Symptom äußerte.

Des Königs klarer und rechtlicher Sinn leitete ihn auch jetzt den richtigen Weg. Er stellte sich über die Partheien, wie es dem Herrscher gebührt, und verhinderte dadurch ein offenes Entgegentreten einer Parthei gegen die andere. Er würdigte und schätzte die Persönlichkeit der Menschen in jedem Stande, er setzte Niemand zurück und belohnte das Verdienst, wo er es fand. Der Bürgerliche so wie der Adelige waren ihm gleich, den Tüchtigsten stellte er am höchsten. So vermied Friedrich Wilhelm den Ausbruch eines Mißmuthes, den Bevorzugung oder Zurücksetzung einer Parthei hätte hervorbrigen können, und erwarb sich dadurch zugleich die Anerkennung seines weisen und gerechten Verfahrens. Er schuf eine Beamtenwelt in seinem Staate, wie wohl bis dahin noch nicht etwas Aehnliches da gewesen ist. Strenge Rechtlichkeit, Ehrgefühl, Einsicht und Diensteifer zeichnen die Beamten des preußischen Staates aus, vom höchsten bis zum niedrigsten. Man spreche nicht von einzelnen Ausnahmen. Die werden statt finden, so lange der Mensch auf der Erde lebt. Aber im Allgemeinen stehen die Beamten des preußischen Staates in jeder Beziehung so hoch, wie es nur gewünscht werden kann.*) Dies ist das große Verdienst des

*) Um etwaigen Beschuldigungen von Partheilichkeit zu begegnen, diene hiermit zur Nachricht, daß der Verf. nie im Dienste des Staates angestellt gewesen ist, sondern als Privatmann nur seinen persönlichen Verhältnissen und den Wissenschaften gelebt hat.

Königs, der durch seine Rechtlichkeit so wohlthätig auf seine Umgebungen einwirkte. Und hätte Friedrich Wilhelm auch nur dies einzige Verdienst, so würde er schon um deswillen unendlich hoch in der Geschichte stehen, weil er dadurch auf den moralischen Fortschritt der Menschheit wirkte.

Tadelswerth ist es im höchsten Grade, wenn oft in Wort und Schrift die preußische Beamtenwelt angegriffen und verdächtig gemacht wird. Leider sind dergleichen Angriffe fast nur von Adeligen ausgegangen, und man kann darin nur versteckten Ehrgeiz der Einzelnen suchen, die sich empor schwingen wollen.

Im Jahre 1824 traten die ersten Provinzialstände zusammen. Bei dem Wiener Congresse hatte auch Friedrich Wilhelm III. ausgesprochen, daß er seinem Volke eine Constitution geben wolle. Obgleich auf dem Wiener Congresse nicht zwischen den Völkern und deren Regenten, sondern nur unter den Regenten verhandelt wurde, und die Erfüllung alles dort Beschlossenen also eigentlich nur von den contrahirenden Theilen verlangt werden konnte, so hat man in der neuern Zeit die Sache doch so gedeutet, als wäre jener Ausspruch ein dem Volke gegebenes Versprechen gewesen. Hierauf gestützt, sind mitunter Forderungen gegründet worden, die von der Seite des Rechts betrachtet, nicht hinreichend basirt sind. Der König sprach allerdings seinen Vorsatz aus, eine ständische Verfassung einzuführen, aber über die Form hat er sich nicht bestimmt erklärt. Seinen Vorsatz hat er ausgeführt, indem er das Institut der Provinzialstände ins Leben rief. Daß er der ständischen Verfassung keine größere Ausdehnung gab, haben wir seiner Erfahrung und Weisheit zu danken und man kann es nicht ableugnen, daß während seiner Regierung der Wunsch nach Einführung von Reichs-

ständen, obwohl von Einzelnen hingeworfen, sich durchaus nicht allgemein im Volke ausgesprochen hat. Die Indifferenz, mit welcher die Verfassung überhaupt vom Volke im Allgemeinen betrachtet wird, zeugt für diese Behauptung. Ueberhaupt tritt der Wunsch nach einer Verfassung nur erst dann lebhaft im Volke hervor, wenn Unzufriedenheit mit der Regierung herrscht. Man hofft dann Abhülfe durch den Weg der Stände, was übrigens, wie schon in der Einleitung auseinandergesetzt worden, doch nicht erreicht wird. Im preußischen Staate würde eine reichsständische Verfassung um so mehr Schwierigkeiten haben, als die einzelnen Theile des Staates nicht allein ganz verschiedene Interessen, sondern auch verschiedene Einrichtungen haben. Ein durchgängiges Centralisiren möchte nicht allein schwierig sein, sondern würde unbedingt Unzufriedenheit erregen. Und ohne diese Maßregel könnte eine Versammlung von Reichsständen fast nur zu Uneinigkeiten führen. In der neuern Zeit hat der König von Hannover diejenigen, denen es noch unbekannt war, belehrt, daß alle gegebenen Constitutionen nur ein Blatt Papier sind, das leicht vernichtet werden kann. Vor einer Constitution aber, die aus dem Machtverhältnisse des Volkes hervorgeht, möge der Himmel uns bewahren. Wohl uns, daß wir in den Jahren von 1807 bis 1813 keine Constitution hatten. Es möchte schwerlich die wohlthätige Gesetzgebung jener Zeit ins Leben getreten sein, wenn alle diejenigen, deren Interesse dabei Opfer bringen mußte, ein Widerspruchsrecht gehabt hätten. Eine jede Parthei schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß die Constitution ihre Interessen befördern werde, aber es täuschen sich alle. Die allgemeine Beförderung der sämmtlichen Interessen geht immer am vollkommensten von einer Regierung aus, die in

ihrem Wirken nicht eingeschränkt ist. Daß der König unbedingt eine Ausdehnung der von ihm angeordneten Verfassung abwies, lag in der Characterfestigkeit, die der Sturm der erlebten Ereignisse in ihm erweckt hatte. Dieser seiner Festigkeit und Ruhe hat auch Europa die Erhaltung des Friedens zu danken gehabt.

Jetzt nun zeigten sich erst ganz die wohlthätigen Folgen der veränderten Verhältnisse. Der Handel und die Gewerbe blühten auf, das Grundeigenthum wurde durch Verbesserungen zu einem bedeutend höheren Werthe erhoben, und eine Wohlhabenheit trat hervor, wie sie bis dahin im preußischen Staate noch nicht vorhanden gewesen war. Möge indeß die bisher glückliche Vertheilung des Grundeigenthums nicht durch zu weit ausgedehnte Parzellirungen zerstört werden, damit der Mittelstand der Grundbesitzer nicht eingehe, welcher uns bis jetzt gegen deutsche Gracchen geschützt hat.

Aber auch die Schulverbesserungen zeigten sich jetzt in ihrer wohlthätigen Wirkung. Die geringeren Stände sind nicht mehr das, was sie vor dem Jahre 1806 waren, sie stehen intellectuell, aber auch deshalb moralisch höher als früher. Mag auch mancher Kurzsichtige noch die alberne Behauptung wagen: daß die Aufklärung der Moralität entgegen wirke; wer das Buch der Geschichte entfaltet und mit klaren Augen das Bild der Vergangenheit und der Gegenwart vergleicht, der kann nur über die Beschränktheit des Geistes lächeln, die sich in Behauptungen der Art ausspricht. Das Bewußtsein seines Zustandes unterscheidet den Menschen vom Thiere, und die Aufklärung bringt dies Bewußtsein zur Klarheit. Man vergesse auch nicht die Gräuel der alten Zeit und denke an die Grausamkeiten, welche Despo-

tie, Aristokratie und vor allem die Priesterherrschaft zur Schande der Menschheit ausübten. Sie übertreffen wahrlich noch die Blutscenen Frankreichs. Erwähnung bedarf es noch, daß schon im Jahre 1817 der König die lutherische Kirche mit der reformirten vereinigte. Friedrich Wilhelm war ein ausgezeichnet guter Mensch und deshalb war er auch ein religiöser. Es schien ihm wünschenswerth, seine Religionsansichten allgemein zu machen, und dies hoffte er durch Vereinigung der getrennten Kirchen zu bewirken. Durch die Einführung eines gleichmäßigen Ritus fiel zwar äußere Verschiedenheit weg. Aber die Verschiedenheit der Religionsansichten, worauf es doch eigentlich ankommt, hörte dadurch nicht auf. Der König, der wohl mehr vom bloßen religiösen Gefühle, als vom philosophischen Standpunkte der Religion ausging, glaubte, daß ein zu großer religiöser Indifferentismus herrsche, und beabsichtigte, das Gefühl für Religion im Volke mehr zu beleben. Er bemühte sich daher, den geistlichen Stand zu heben, und ihm durch Auszeichnung ein höheres Ansehen beim Volke zu verschaffen, damit das Volk mit der Achtung für den Lehrer der Religion auch eine höhere Achtung für die Religion selbst erlangte. Aber die gute Absicht des Königs blieb ohne Folgen, weil die gehoffte Wirkung mit der verkannten Ursache im Widerspruche stand. Ein religiöser Indifferentismus ist nicht allgemein herrschend. Im Gegentheil, je gebildeter der Mensch ist, je weniger kann er indifferent gegen die Religion sein. Aber ein Indifferentismus gegen den Ritus findet allerdings statt und muß nothwendig statt finden, je höher die Bildung und mit ihr die wirkliche Religiosität eines Volkes steigt. Und wenn dieser Indifferentismus nicht statt gefunden hätte, so möchte es ein sehr gewagtes

Unternehmen des Königs gewesen sein, die beiden protestantischen Kirchen in ihrem Ritus zu vereinigen.

Was die höhere Achtung betrifft, die der König dem geistlichen Stande verschaffen wollte, so führt mich dies auf einen Gegenstand, welcher einer nähern Beleuchtung bedarf.

Nach der Aufhebung der geistlichen Stiftungen durch die Reformation hatte der Stand der Geistlichen seinen Reichthum und zugleich den Einfluß verloren, welchen das Materielle gewährt. Die protestantischen Pfarrstellen, namentlich die Landpfarren, sind im Ganzen nur mittelmäßig und zum Theil schlecht dotirt. Die Einnahmen der Prediger sind auch nicht in dem Verhältnisse gestiegen, wie die Wohlhabenheit sich im Allgemeinen gehoben hat. Die Folge hiervon ist die, daß weniger Leute aus den gebildeten und wohlhabenden, als aus den untern Ständen, Theologie studiren. Mit Hülfe von Stipendien, Freitischen und dergleichen machen diese es möglich, ihre Studien zu vollenden. Daß aber theils bei dem Mangel an Bildung im elterlichen Hause, theils bei dem Mangel an Mitteln während der Schul- und Universitätszeit ein junger Mann in diesem Verhältnisse sich schwer eine gesellige Bildung aneignen kann, geht aus der Natur der Sache hervor. Und daß daher nur zu oft der Einfluß der Geistlichen durch den Mangel geselliger Bildung geschwächt wird, ist eine Thatsache. Aber nun kommt hierzu noch das Leben der Theologen auf der Universität. Aus dem Mangel an Bildung und dem Mangel an Mitteln entspringt oft jenes rohe Leben, wodurch die Theologen sich auf der Universität auszeichnen, und das nur zu oft in die größte Sittenlosigkeit übergeht. Kann es nun Verwunderung erregen, wenn ein solcher Mensch, nachdem er späterhin eine

Pfarre erhalten hat, unfähig ist, sich eine hohe Achtung in seiner Gemeinde zu erwerben? Aber wir wollen den Gegenstand noch von einer andern Seite betrachten.

In der Vorzeit und selbst noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts genoß der geistliche Stand in den protestantischen Ländern noch jenen Einfluß, den eine überwiegende wissenschaftliche Bildung auszuüben nie verfehlt. Die größte Gelehrsamkeit auf dem Lande traf man im geistlichen Stande an, und ganz überwiegend war die Gelehrsamkeit der Landpfarrer in Bezug auf ihre Gemeinden. Bei einer steigenden Geistesbildung hat sich indeß dies Verhältniß bedeutend verändert. Die Mehrheit des Volkes steht auf einer viel höhern Geistesstufe als früher, und die Gebildeten des Laienstandes, denen mehr Mittel zu Gebote standen, sich Kenntnisse zu verschaffen, stehen so bedeutend höher, daß die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen dadurch verdunkelt wird. Hierzu kommt noch, daß Erstere die Mittel besitzen, mit der Zeit fortzuschreiten, die Letzteren oft ganz fehlen. Es liegt daher in der Natur der Dinge, daß der geistliche Stand auch in dieser Hinsicht einen geschwächten Einfluß hat. Aber nun tritt hierzu noch der geistliche Stolz und die Herrschsucht, die von alten Zeiten her dem Priesterstande beigewohnt haben, und welche in neuerer Zeit dadurch wieder mehr hervorgetreten sind, daß man den Stand durch Auszeichnungen zu heben suchte. Es ist aber die Zeit vorbei, wo man die Heiligkeit der Religion auf ihre Verkündiger übertrug. Man erkennt jetzt die Wahrheit, statt daß man sie sonst auf Glauben von ihrem Verkündiger annahm, und diesen um so höher stellte, als man sich selbst unfähig fühlte, das zu begreifen, was er begriffen hatte. Aber, wenn nun der Prediger, welcher der Verkündiger der

Wahrheit sein sollte, als Heuchler auftritt, und entweder Sätze lehrt, von deren Unwahrheit und Unmöglichkeit seine eigene Vernunft ihn überzeugt, oder Wahrheiten ausspricht, die er durch seine Handlungsweise und durch sein Beispiel zu widerlegen scheint: dann gesellet sich zu dem verringerten Einfluß des Geistlichen noch die Verachtung, die dann um so schädlicher wirkt, als bei dem Nichtgebildeten diese Verachtung des Religionslehrers so leicht in Nichtachtung der Religion übergehen kann. Aber auch der Beste des geistlichen Standes kann leicht durch das Studium der Theologie, wenn sie ohne Kritik und Philosophie getrieben wird, in Einseitigkeit verfallen, die dem ganzen Stande Nachtheil bringt, weil sie als solche erkannt wird. Schreite daher der geistige Stand in der Ausbildung ebenfalls vorwärts, und suche er sich ein Wissen anzueignen, das weder auf seiner Imagination, noch auf der seiner Vorgänger beruht! Verstehe man mich aus dem Gesagten nicht falsch. Das Bild, das ich von der Geistlichkeit entworfen habe, kann nur von der Allgemeinheit seine Züge entlehnen, nicht von Einzelnen. Ich kenne viele dieses Standes, welche ich unter meine Freunde zu zählen, mir zur Ehre schätze. Aber die Allgemeinheit muß die Züge liefern, wenn wir das Bild der Dinge entwerfen, wie sie einmal in der Welt vorhanden sind.

Die vielen religiösen Secten, die nach dem Kriege sich ausbreiteten, stimmten mit der Ansicht des Königs durchaus nicht überein. Dennoch duldete er sie, wie es die Weisheit erfordert, so lange sie nicht Andern zu nahe treten und Unfug und Aergerniß erregen.

Wohl verdient die jetzt vielfach verbreitete Secte der Pietisten einer Erwähnung, um so mehr, da sie noch immer nach Ausbreitung strebt. Bestehend aus beschränkten, des

Denkens unfähigen fanatischen Köpfen und aus Heuchlern, bildet diese Secte ihre religiösen Ansichten nicht aus dem Inhalte der biblischen Bücher heraus, sondern legt sie in dieselben hinein. Nur das Mystische, ihnen Unverständliche aufsuchend und den Glauben an das Geheimnißvolle, selbst an das Widersprechende höher stellend als die Vernunft und Alles, was mit derselben übereinstimmt, betrachten diese Pietisten sogar das göttliche Licht der letzteren als ein, dem blinden Glauben entgegen stehendes Hinderniß, und verdammen sie geradezu*). Von den Kanzeln herab wird gegen dieses Irrlicht, wie sie es nennen, geeifert, und sie halten sie für die Urheberin der Irreligiosität. Aber auch die Moral halten sie für eine Nebensache, denn nur im blinden Glauben an ihre Sätze besteht ihre Religion. Die eigentliche Lehre Christi wird in den Hintergrund gesetzt, und die Nächstenliebe dieser Secte besteht nur in Partheiliebe, denn obgleich ihr Mund Mitleid ausspricht, so haßt doch das Herz die Andersdenkenden. Toleranz kennt ihre Religion nicht, sie verdammt Alle, die ihr nicht anhängen, und spricht ihnen die Seligkeit ab. Ihre Bekehrungswuth ist grenzenlos, und sie fühlen das Lächerliche nicht, was darin liegt, wenn ein Dummer einen Klugen zum Glauben an Absur-

*) Ein Prediger in Berlin drückt sich in seinem Eifer gegen die Vernunft in einer gedruckten Predigt mit diesen Worten über sie aus: „die spitzfindige, vernünftelnde, unvernünftige Vernunft". Obgleich hierin das Anerkenntniß der Existenz der Vernunft liegt, so liegt auch zugleich das Anerkenntniß darin, daß dieser Mann keine Vernunft hat. Ich mache ihn daher lieber nicht namhaft, da es doch möglich sein könnte, daß ein solcher Schwärmer aus seinem Delirio noch einmal wieder zu sich kommen könnte, wenn gleich dies nicht wahrscheinlich ist.

bitäten bekehren will. Und doch machen Leute dieser Art unaufhörlich dergleichen Versuche. Wenngleich diese pietistische Secte, die man nicht mit den frühern Secten dieser Art verwechseln muß, weil sie nicht, wie die Herrnhuter und andere, duldend, sondern angreifend und verdammend wahre protestantische Jesuiten sind, wenngleich sie, sage ich, sich stärker ausgebildet hat, als man es glauben sollte, so darf der gesunde Menschenverstand deshalb nicht fürchten, unterdrückt zu werden, denn die Zahl der Verständigen wird immer so unendlich viel größer bleiben, daß eine Unterdrückung desselben unmöglich ist. Jene Pietisten stärken sich zwar scheinbar durch eine Masse von Heuchlern, aber sie bedenken nicht, daß auf diese nie zu rechnen ist.

Friedrich Wilhelm III. enthielt sich aller Einmischungen in diesen Unsinn, und überließ es den Wirkungen der Zeit und des gesunden Menschenverstandes, das Gute zu erhalten und zu befördern. Denn die einmal erkannte Wahrheit kann dem Menschengeschlechte nicht wieder untergehen, mögen auch noch so viele Partheien am Zurückschreiten arbeiten.

Die veränderte Tendenz des Adels, der sich nach dem Kriege ausbildete, verdient bemerkt zu werden. Nicht mehr das wissenschaftliche Streben, nicht mehr das Streben nach nützlichem Wirken bemerken wir in der Jugend des reicheren Adels, sondern eine erschlaffende Vergnügungssucht und die frühere Anmaßung, die sich auf Stand und Geld stützt. Zwar ist die Zahl des reichen Adels sehr beschränkt, aber auch Wenige können viel Lärm machen und dadurch doppelt nachtheilig wirken, daß sie Unbemitteltere zur Verschwendung verleiten.

In Frankreich war Karl X. seinem Bruder auf dem

Throne gefolgt. Alt und schwach, aber mehr noch beschränkt in seinen Ansichten, hatte Karl, der aus der ereignißreichen Zeit, die er durchlebt, wenig Erfahrungen geschöpft hatte, die Zügel der Regierung in die Hände seiner Minister und seine Seelsorge in die Hände seines Beichtvaters gelegt. Polignac, der die Staatsgeschäfte leitete, gehörte zu der Parthei, die sich jetzt Aristokraten nennen, aber eigentlich den Absolutismus wollen. Der Beichtvater des Königs war ein Jesuit, der im Streben seines Ordens die Herrschaft der Geistlichkeit wieder über König und Volk zu verbreiten suchte. Beide Partheien, denen diese Männer angehörten, hatten sich vereinigt, um mit gemeinschaftlichen Kräften ihre Pläne durchzuführen, denn die Eine bedarf der Andern bei ihren Zwecken. Die Macht der Priester nämlich steigt, je mehr das Volk abergläubisch und verdummt ist; die Macht der Pseudoaristokraten steigt, je schwächer der Regent und je serviler das Volk ist. Aber die Partheien und ihre Repräsentanten waren eben so fremd im eigenen Lande, wie es der König war. Jeder Verständige sah ein, daß ein aufgeklärtes Volk, wie das französische, sich nicht willig die Priesterherrschaft früherer Jahrhunderte aufdringen lassen und seinen Nacken unter das Joch der Willkür beugen werde, nachdem es die Schrecken der Revolution ertragen hatte, um sich von beiden zu befreien. Der König hingegen und die Partheien, die ihn beherrschten, sahen dies nicht, sondern gingen in ihrem Wahne auf dem betretenen Wege fort, bis das Maß des Mißvergnügens im Volke voll war und im Juli des Jahres 1830 die Revolution ausbrach, die ihrer kurzen Herrschaft ein Ende machte. Man wundere sich nicht, daß ein Mensch, wie Polignac, so verblendet sein konnte. Alle, die einer Parthei angehören, sind

es mehr oder weniger, und nie kann der durch Vorurtheil uud vorgefaßte Meinungen beschränkte Geist sich auf einen höhern Standpunkt erheben, als den seiner Parthei. Die Eule sieht auch nichts beim Tageslichte. So sieht noch Mancher (denn Polignac's giebt es überall) in der Julirevolution nur das Resultat einer Verschwörung, aber nicht eine Folge der unpopulären Maßregeln. Indeß bei einer Bevölkerung von dreißig und einigen Millionen Menschen an eine Verschwörung zu glauben, die im Stande sei, die Regierung zu stürzen, ist eine Absurdität. Es kann eine Verschwörung einen Meuchelmord durchsetzen. Das kann aber auch jeder einzelne Straßenräuber. Aber gegen den Willen eines großen Volkes kann eine Verschwörung nie die Regierung stürzen, wenn das Volk mit ihr zufrieden ist. Wenn aber die Unzufriedenheit im Volke allgemein ist, so lehrt es die Geschichte, daß eine Regierung nicht im Stande ist, gegen den allgemeinen Willen des Volkes unpopuläre Maßregeln auf die Dauer durchzusetzen. So ist es immer gewesen und so wird es sein, so lange die Welt steht. Man täusche sich daher nicht durch falsche Systeme, sie mögen auf Grundsätze des Rechts oder der Gewalt gebaut sein. Man betrachte die Sache so, wie sie in der Wirklichkeit ist.

Die Julirevolution nahm aber eine andere Wendung als die vom Jahre 1789, denn beide hatten verschiedene Zwecke. Die Letztere wollte das Alte, Unpassende abschaffen, die Julirevolution aber wollte das Bestehende erhalten. Weit edler zeigte sich auch das Volk bei dieser, als bei der frühern Gelegenheit. Wo dort Umsturz aller bürgerlichen Ordnung und Anarchie eintraten, herrschte hier Ordnung, und die Zügel der Regierung fielen nicht in die Hände des Pöbels.

Aber im Jahre 1789 waren es auch hauptsächlich die untern Klassen des Volkes, die in den Kampf traten. Jetzt aber war es das ganze Volk, und der gebildete Theil des Volkes leitete den großen Haufen.

Besser wäre es allerdings gewesen, wenn statt Karls X. ein Mann von Geist und Einsicht auf dem Throne Frankreichs gesessen hätte, der im Sinne des Volkes regiert und nicht den unseligen Einfall gehabt hätte, Rückschritte machen zu wollen, sondern das Gute und Vernunftgemäße befördert hätte. Aber ein Glück war es auch für die Völker Europa's und namentlich für die protestantischen, daß die Freiheit des Geistes und Denkens nicht in Frankreich unterdrückt wurde. Denn wären die Absichten jener Partheien wirklich in Erfüllung gegangen, welchen Keim zum Verderben würden sie gelegt haben, dessen giftige Frucht in einer verhängnißvollen Zukunft reifen mußte?

Wie aber Gutes und Böses fast nie allein dastehen, so wirkte die Julirevolution wie ein electrischer Schlag auf andere Völker. Die polnische Revolution war eine Folge hiervon, die Belgische und die Braunschweigsche. Ohne mich hier in nähere Beleuchtungen über diese letztern Ereignisse einzulassen, weil sie keinen eingreifenden Einfluß, weder auf die Völker Europa's, noch auf Preußen insbesondere hatten, führe ich sie nur an, als Zeichen der Zeit. Aber auch einzelne politische Schwärmer fanden sich in Preußen, welche glaubten, daß die Zeit gekommen sei, wo sie ihre phantastischen Ideen realisiren könnten. Bald wurden sie indeß zur Untersuchung gezogen und wegen ihrer unerlaubten, auf schändliche Absichten gegründeten Verbindungen bestraft. Etwas Thörichteres, als die Idee, die Regierung Preußens

umwälzen zu wollen, konnte wohl nicht leicht in den Köpfen dieser politischen Schwärmer entstehen. Denn, wo das Volk mit seinem Regenten so zufrieden und so eins ist, wie dies in Preußen der Fall war, da grenzt eine Unternehmung jener Art an Wahnsinn. Aber Preußen konnte nicht allein ohne Furcht jene Umtriebe ansehen, sondern es konnte mehr thun und that es, denn es erhielt, von seinem weisen Könige geleitet, die Ruhe in Europa.

Ob man nicht vielleicht ein zu großes Gewicht auf jene Demagogie legte, nachdem die schädlichen Verbindungen aufgelöset waren, wage ich nicht zu entscheiden. Aber die politische Geheimnißkrämerei kann auch zu weit getrieben werden und dadurch das Gegentheil von demjenigen bewirken, was man beabsichtigt. Wer erfahren wollte, was in Preußen vorging, mußte seine Zuflucht zu fremden Zeitschriften nehmen, die oft die Sache in ganz falschem Lichte darstellten, während die preußischen Zeitungen über die Verhältnisse im Lande fast ganz schwiegen. Die Berliner Artikel in den preußischen Zeitungen bestehen fast nur in Benachrichtigungen von alltäglichen Begebenheiten. Ob ein altes Weib sich in Berlin das Bein gebrochen, oder ob ein toller Hund Jemanden auf der Straße gebissen hat, der nach einigen Tagen auch toll geworden ist: wen soll dies interessiren? Niemand wundert sich darüber, wenn in einem großen Orte wie Berlin auch Leute toll werden, die nicht von Hunden gebissen worden.

Erwähnung verdient noch der Zollverband, der ein gemeinschaftliches Band zwischen Preußen und der größten Zahl der deutschen Staaten knüpfte. Obgleich dieses Band eigentlich nur ein merkantilisches ist, so läßt es doch hoffen, daß es nicht ohne politischen Einfluß bleiben werde, und es

ist durch den Beitritt der meisten deutschen Staaten ein wirklich deutsches Institut geworden.

Zehn Jahre sollte Preußen noch seinen König auf dem Throne verehren, dem es so viel zu verdanken hatte. Im Jahre 1840 starb der Edle, betrauert von seinem Volke, hochgeachtet vom Auslande und beweint von den Seinigen.

Friedrich Wilhelms III. Verdienste um sein Volk werden sich immer mehr offenbaren, je mehr die Früchte reifen, zu denen er den Keim legte. Eine stets sich vermehrende Wohlhabenheit ist die Folge der getroffenen Einrichtungen. Die Freiheit, welche im preußischen Staate herrscht, befriedigt einen Jeden, der ihre Wohlthaten genießt. Es ist nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß im preußischen Staate mehr Freiheit herrsche, als fast in allen andern Staaten. Vergleichen wir die Freiheit des Verkehrs und der Gewerbe in Preußen mit den Einrichtungen in andern Staaten, so hält keiner den Vergleich mit Preußen aus. Die freie Benutzung des Eigenthums und seiner persönlichen Fähigkeiten ist aber dasjenige, was vorzugsweise einen jeden Bewohner eines Staates am Herzen liegt. Aber was ebenfalls einen Jeden berührt, ist die Religionsfreiheit. Nicht allein Duldung herrscht im Preußischen gegen eine jede Religion, sondern auch Schutz gegen Eingriffe einer Religionspartei in die Rechte der andern. Auch im Denken und in der Aeußerung des Gedachten herrscht Freiheit, nur muß Niemand seine Freiheit auf Unkosten Anderer ausdehnen wollen. Denn darin besteht ja gerade die größte Freiheit, daß die Gesetze einem Jeden Schutz gewähren und den Höchsten sowohl als den Niedrigsten gegen Eingriffe in seine Freiheit sichern. Wenn daher eine mäßige, von aufgeklärten Männern verwaltete Censur besteht, so verhindert diese nicht

die Preßfreiheit, sondern verhütet nur den Unfug der Presse. Und wenn eine wohlorganisirte Polizei zur Aufrechthaltung der Ordnung statt findet, so liegt gerade hierin der Schutz für alle diejenigen, welche nicht die Gesetze übertreten wollen. Im Preußischen findet kein Druck von oben herab statt, aber man genießt zugleich den Schutz gegen Eingriffe der untern Klassen. Die Gesetze sind aus dem Rechtsgefühle hervorgegangen und die Staatsbeamten bestreben sich hoher Rechtlichkeit. Wenn dennoch Manches zu wünschen übrig bleibt, so liegt dies darin, daß eine stete Veränderung der Verhältnisse, ein unausweichlicher Wechsel der Dinge in der Welt stattfindet, und daß es an Unmöglichkeit grenzt, mit diesem Wechsel der Dinge stets gleichen Schritt zu halten. Schon zwanzig Jahre vor dem Tode Friedrich Wilhelms III. ward das Bedürfniß einer eingreifenden Umänderung in den Gesetzen fühlbar. Die Gesetzgebung von 1807 an hatte so viele veraltete Verhältnisse aufgelöset, so viele neue ins Leben gerufen, daß die früheren Gesetze nicht überall paßten. Man hatte von Zeit zu Zeit die alten Gesetze modificirt, oder durch neue ersetzt. Aber hierdurch war eine Schwierigkeit in der Handhabung der Gesetze entstanden, die jetzt eines nothwendigen Erfordernisses entbehrten, nämlich der Einfachheit. Durch diesen Mangel entstand Zweifel bei Auslegung und Anwendung der Gesetze, der gehoben werden mußte. Deshalb bestellte der König eine Commission zur Umarbeitung der Gesetze, indeß die Arbeit ist bis zu seinem Tode unvollendet geblieben, und seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. ist es beschieden, dieses große Werk zu vollenden und dadurch seinem Volke Segen, sich aber den Ruhm zu bereiten, den eine weise Gesetzgebung den Regenten der Völker gewährt. Belohnend ist zwar dies Werk, aber die

Schwierigkeiten sind nicht zu verkennen, welche es begleiten. Es ist fast unmöglich, zu vermeiden, daß nicht dem Einen etwas gegeben, dem Andern etwas genommen wird, sei es auch nur etwas Unwesentliches. Es muß hierbei nicht blos auf das augenblicklich vorhandene Bedürfniß Rücksicht genommen werden, sondern auch auf das, welches sich nothwendig im Laufe der Zeit als Folge der veränderten Verhältnisse herausstellen muß. Es kommt daher nicht sowohl darauf an, zu wissen, was da gewesen ist, sondern zu erkennen, wie es jetzt ist, und vorauszusehen, wie es kommen muß. Hierher möchte ich die Communalgesetze rechnen, deren fast gänzlicher Mangel stets fühlbar wird. Ferner eine Veränderung in der Gerichts-Verfassung, namentlich in Bezug auf die Patrimonialgerichte*), und die Vereinfachung der Formen, die jetzt mitunter Verzögerungen zur Folge haben, die oft in ihren Wirkungen einer Ungerechtigkeit fast gleich kommen.

In den letzten Regierungsjahren des Königs bildeten sich die sogenannten Aristokraten zur Parthei aus. Von dem Grundsatze ausgehend, die Vortheile zu genießen, welche ihnen die neuere Gesetzgebung gewährte, und dahin zu streben, das alte Verlorne wieder zu erhalten, feindet diese Parthei, die sich aus dem Adel gebildet hat, Alles an, was ihrem Zwecke im Wege steht, und daher sieht sie die Gebildeten der Bürgerlichen hauptsächlich als ihre Feinde an. In den Rheinprovinzen hat diese Parthei sich förmlich constituirt, und hofft ihre Bedeutung dadurch zu gründen und zu erhöhen, daß sie sich von der übrigen Nation gänzlich isolirt. Eine Adelszeitung, welche in Leipzig erscheint, hat

*) S. Beilage B.

den Muth, die ganzen Völker zum Kampfe gegen einige Adelige herauszufordern. Wenn auch die Aristokraten in den östlichen Provinzen des preußischen Staates noch nicht so weit gegangen sind, sich förmlich gegen ihre Gegner abzuschließen, so giebt es doch deren hinreichend, um nachtheilig auf die Stimmung des Volkes gegen den Adel zu wirken. Sehr wohl ist die dadurch erregte Spannung zu bemerken, und das Scheiden der Stände spricht sich häufig in der Geselligkeit des bürgerlichen Lebens aus. Obgleich nicht alle Adelige so denken und handeln, wie jene sogenannten Aristokraten, so trifft doch der Tadel und der Unwille der andern Stände den ganzen Stand des Adels. Hierzu kommt noch, daß gerade oft diejenigen, deren Persönlichkeit nicht am höchsten steht, sich durch ihre Anmaßung am höchsten stellen wollen. Trotz des ausgesprochenen Muthes fühlt indeß diese Parthei ihre Schwäche, und sie hat sich der einzigen angeschlossen, welche sie zur Erreichung ihres Zweckes für geeignet hält, nämlich der pietistischen Parthei. Ob sie dadurch höher in der Volksmeinung steigen möchte, mag ein jeder Unbefangene sich beantworten. Aber das ist unbezweifelt, daß beide Partheien sich irren, wenn sie glauben, die Meinung der Mehrzahl für sich zu haben. Mag auch dieser Bund mit allen Schmeichlern und Heuchlern, die sich um ihres augenblicklichen Vortheils willen ihm anschließen, noch so viel auf Rückschritte hinarbeiten, nie wird er seinen Zweck erreichen. Das Irrlicht kann blenden und den Wanderer vom Wege abziehen, aber der Morgen bringt immer die Sonne wieder, und das Licht der Aufklärung läßt sich nicht unterdrücken *).

---

*) Um etwaigen Voraussetzungen zu begegnen, sei es gesagt, daß

Fassen wir jetzt das Bild des preußischen Volkes zusammen, wie es sich uns in diesem Augenblicke darstellt.

In Preußen, wie in ganz Europa sind jetzt Partheien verbreitet, sowohl politische als religiöse. Beide gründen sich mehr auf Meinungen als auf das unmittelbare Interesse, und das Letztere ist mehr das Streben der Einzelnen als der ganzen Parthei. Wenn die Partheien Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden sich bemüheten, so würden sie leicht das Rechte ergreifen, oder, wenn sie sich wenigstens klar machten, was sie eigentlich wollen, und dann prüften, ob sie es können, so würden sie doch wenigstens nicht der Klugheit zuwider handeln. So aber sind diese Partheien so blind gegen alles Andere, daß sie nur ihre Parthei und deren Ansichten kennen lernen, weshalb sie dann ihre Macht bei weitem überschätzen. In dem Selbstvertrauen, welches ihnen ihre geträumte Macht einflößt, handeln sie gegen die allgemeine Meinung und zweifeln nicht an dem dereinstigen Siege. Aber Alles, was sie jemals erreichen können, werden nur Reactionen sein, die grade das Gegentheil zur Folge haben, was sie jetzt zu erreichen streben. Hierzu kommt noch, daß ein Troß von Heuchlern sich den Partheien anschließt, der gewiß nicht dazu beiträgt, ihre Achtung zu erhöhen. Denn zu den Mitgliedern der Partheien zählen sich auch Leute, die weder Grundbesitz noch Vermögen im Staate haben und erst beides mit Hülfe ihrer Par-

---

der Verf. nicht allein aus einer der ältesten adeligen Familien stamme, sondern daß er sowohl, als seine Kinder gewiß so viel Ahnen aufzuweisen haben, als einer der strengsten Aristokraten, daß er aber auch, Gott Lob, so viel Klarheit des Geistes bewahrt habe, um Vorurtheile vom Wahren und die Wirklichkeit vom Eingebildeten unterscheiden zu können.

thei erwerben wollen. Wie viel auf Leute der Art zu rechnen sei, hat uns die Geschichte anderer Länder und die Erfahrung vom Jahre 1806 gelehrt. So viel aber ist gewiß, daß durch ein solches unberechnetes Treiben Gegenpartheien ins Leben gerufen werden und daß durch die Reizungen eine gegenseitige Leidenschaftlichkeit erzeugt wird. Noch ist die große Masse zu verständig, um nicht neutral zu bleiben. Aber doch bleibt es immer zu bedauern, wenn auch nur ein kleiner Theil unwillig wird, und diese Unwilligen bilden die ultraliberale Parthei, die, Gott Lob, noch eben so geringe ist, als die erwähnten. —

Wenn im preußischen Polen, so wie in den zuletzt erworbenen Provinzen des preußischen Staats sich noch nicht alle Elemente mit dem alten Stamme amalgamirt haben, so vergesse man nicht, daß eine innige Vereinigung der Art nur im Laufe der Zeit stattfinden kann, wenn langjährige gegenseitige Interessen das Band der Vaterlandsliebe geknüpft haben.

Die Masse des Volkes aber ist von einer Tendenz beseelt. Durch Vaterlandsliebe und Eintracht das Bestehende zu erhalten, ist das allgemeine Streben des Preußen. Daß aber der gebildete Theil der Nation eine andere Ansicht von den Mitteln zu diesem Zwecke habe, als der weniger gebildete, liegt in der Natur der Dinge. Wenn der Letztere die Erhaltung der materiellen Interessen als das Höchste des Bestehenden ansieht, so erscheint dem Gebildeten die Erhaltung der geistigen Güter nicht minder wichtig, zumal, da das Materielle zum Theil durch das Prinzip der Letzteren bedingt wird. Daher das einseitige Streben der untern Klassen. Arbeitsam und fleißig im Allgemeinen, sucht diese Klasse ihren Zustand durch Erwerb zu verbessern, was ihr

auch in hohem Grade gelungen ist. In Betreff alles Anderen ist sie größten Theils indifferent. Die gebildete Klasse aber sucht im steten Fortschreiten das Heil. Belehrt durch die Geschichte und Erfahrung unserer Tage, erkennt der wirklich Gebildete, daß die Natur, welche in geistiger Beziehung nicht fortschreitet, in dumpfen Stumpfsinn verfällt, daß aber da, wo Rückschritte gemacht werden, der Untergang des Volkes die Folge ist. Preußen hat seine Größe dem Fortschreiten zu verdanken, und seine politische Stellung weiset es an, auf diesem Wege seine Erhaltung zu suchen. Daher mögen Rückschritte aller Art, sie seien durch politische oder religiöse Partheien bezweckt, fern von uns bleiben, denn nur im Fortschreiten liegt das Heil Preußens!

Beilage A.

Friedrich hatte allerdings Katte mit der Absicht seiner Flucht bekannt gemacht und ihn aufgefordert, mit ihm zu entfliehen. Alle Vorstellungen Katte's dagegen waren fruchtlos gewesen, aber Katte schlug es dem Prinzen ab, ihn zu begleiten oder vielmehr ihm zu folgen. Er hoffte noch immer die Aenderung seines Vorsatzes. Als der Prinz die Reise mit seinen Vater antrat, auf welcher er nachmals verhaftet wurde, übergab er Katte zur Aufbewahrung ein Kästchen mit Juwelen, welche er von seiner Mutter erhalten, der er seinen Plan entdeckt hatte. Katte war nun ruhig in Berlin geblieben, wo er in Garnison stand. Als er eines Tages bei dem Markgrafen von Schwedt zur Tafel war, erhielt dieser während der Tischzeit die Nachricht von der Verhaftung des Kronprinzen. Er hebt sogleich die Tafel auf, ruft Katte in ein Nebenzimmer und theilt ihm die Nach-

richt mit. Zugleich ertheilt er ihm, in der Voraussetzung, daß Katte als Freund des Prinzen in dessen Pläne verflochten sey, den Rath, sogleich zu entfliehen, und bietet ihm eine gefüllte Börse und sein bestes Pferd zum Entfliehen an. Katte erwidert darauf, daß er durchaus nicht in die Sache verflochten sey, und schlägt das wiederholte Anerbieten aus, obgleich der Markgraf ihn mit den Worten warnt: „Katte, Sie kennen die Heftigkeit des Königs, wenn Sie auch noch so unschuldig sind, er läßt Ihnen den Kopf vor die Füße legen."

Katte besteht indeß auf seiner Weigerung und entfernt sich. Er war ein durchaus edler Mensch, und übersah es, in welche Verlegenheit er den Prinzen sowohl als die Königin selbst würde gebracht haben, hätte man das erwähnte Kästchen in seinem Verwahrsam gefunden. In der größten Eile begiebt er sich mit dem Kästchen nach dem Schlosse und übergiebt es der Königin, welche gemeinschaftlich mit der Prinzessin Wilhelmine, nachmaligen Markgräfin von Baireuth, es in Ermangelung des Schlüssels erbricht, die Juwelen aus demselben entfernt, und es mit gleichgültigen Briefen und Papieren anfüllt. Als Katte sich darauf nach seiner Wohnung begiebt, mit dem Vorsatze, seinem Schicksale zu entfliehen, findet er daselbst schon einen Offizier, der beauftragt ist, ihn zu verhaften. Standhaft leugnete und verschwieg Katte in seinem Verhöre, welches in Gegenwart des Königs statt fand, und bei welchem er die stärksten Mißhandlungen erfuhr, Alles, was die Verlegenheit des Kronprinzen hätte vermehren können, und brachte so als edler Mensch und Freund sein Leben zum Opfer dar. Er wurde, nachdem das Kriegsrecht ihm Festungsstrafe zuerkannt hatte, auf Befehl des Königs enthauptet.

E traditione der Schwester Katte's, der Großmutter des Verf.'s.

Beilage B.

Ueber Aufhebung der Patrimonial=Jurisdiction im preußischen Staate.

Ist die Aufhebung der Patrimonial=Jurisdiction zweckmäßig? ist sie nothwendig? ist sie gerecht? welche Folgen würde sie haben? Dies Alles sind Fragen, deren Beantwortung wohl zu erörtern ist, weil ein so altes Institut zu innig mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens verwebt ist, als daß man übereilt zu einer Veränderung schreiten dürfte, die nachher vielleicht unvorhergesehenen Nachtheil bringen könnte.

Und doch spricht sich zu laut die öffentliche Stimme für die Aufhebung aus, als daß man den Gegenstand nicht einer gründlichen Prüfung unterwerfen sollte.

Es fragt sich nun: ist die Aufhebung ein Postulat der Steuerer, der allgemeinen Zeitverhältnisse oder der besondern Verhältnisse, welche durch die veränderte neuere Gesetzgebung sich gebildet haben?

Die Stimme der Ersteren würde meines Erachtens um so weniger Rücksicht verdienen, als jedem ruhigen Beobachter bekannt ist, daß sich nur zu oft die laute Stimme der Leidenschaftlichkeit für oder gegen Etwas erhebt, wovon gerade im Allgemeinen das Gegentheil gewünscht wird. Die Gesetzgebung hat sich daher wohl in Acht zu nehmen, jene Stimme nicht für die allgemeine zu halten und ihr übereilt Gehör zu geben, sondern vielmehr zu untersuchen, ob andere Gründe für oder gegen den Gegenstand statt finden, als blos die oft gehörte Forderung in Journalen und öffentlichen Blättern.

Die veränderten Verhältnisse der Zeit, in welcher wir uns bewegen, verdienen eine aufmerksame Berücksichtigung. Jahrhunderte sind verflossen, seit jene Einrichtungen getroffen wurden, die lange sich als bewährt erwiesen haben, weil sie mit dem Charakter der Zeit übereinstimmten. Aber mit der fortschreiten=

den Ausbildung der Völker wurde auch manches Bedürfniß für die Gesetzgebung obsolet, manches nicht geahnte Bedürfniß entstand. Daher die Veränderung in den Gesetzen, welche uns das historische Studium in den Gesetzen zeigt. Mit stärkeren Schritten ging die Entwickelung der Ausbildung der Völker in der neueren Zeit ihren Gang, als in den verflossenen Jahrhunderten, und die Veränderungen wurden eher Bedürfniß, als es früher der Fall war. Dies haben wir in unserm Staate in fast allen Zweigen der Gesetzgebung erlebt. Und wenn auch vielleicht in manchen Fällen zu rasch verfahren worden ist, so können wir doch im Allgemeinen nicht ableugnen, daß die geschehenen Veränderungen wohlthätig und größtentheils nothwendig waren.

Zu diesen Veränderungen gehörte auch die Umgestaltung der gutsherrlich = bäuerlichen Verhältnisse. Durch die hierauf Bezug habenden Gesetze wurde die Abhängigkeit der bisherigen Unterthanen aufgehoben und diesen eine freie und selbstständige Stellung im Staate angewiesen.

Eine so eingreifende Veränderung in den staatsbürgerlichen Verhältnissen konnte von der Klasse, welche sie gerade am meisten betraf, nicht sogleich gefühlt werden, weil der Mensch sich nicht so leicht vom Alten entwöhnt und an das Neue gewöhnt. Aber nach und nach lernt ein Jeder seine ihm angewiesene Stellung kennen und würdigen, und dem vorurtheilsfreien Auge kann es nicht entgehen, daß der Bauer von 1843 ein anderer ist, als der vom Jahre 1807. Hieraus würde man wohl nicht mit Unrecht den Schluß machen können, daß dieser Stand in der Folge einer noch bemerkbareren Veränderung entgegen gehen möchte, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist.

Ohne mich hier auf eine Untersuchung einzulassen, ob es für das Allgemeine gut sey, oder nicht, daß jener Schritt durch die Gesetzgebung gethan ist (denn das gehört nicht zu unserm Zweck) wollen wir die Sache nur so betrachten, wie sie jetzt ist.

Der Staat hat das Band gelöset, welches früher den Bau=

ern an den Gutsherrn knüpfte. Beide haben jetzt Nichts mehr zu theilen, weder Recht noch Verpflichtungen, und sie stehen als gemeinsame Bürger des Staates da, in dessen Wohl sich ihre Interessen nur noch begegnen. Muß da wohl nicht über lang oder kurz der Wunsch in dem dritten Stande rege werden, daß nicht allein das nämliche Gesetz, sondern auch die nämliche Form des Gesetzes und der Rechtsverwaltung für ihn da sey, wie für den ersten Stand? Wird dieser Wunsch nicht allgemein und deshalb Bedürfniß für die Gesetzgebung werden? Diese Fragen kann der Unpartheiische nur bejahen, und dann bedarf es keiner weitern Folgerungen, die sich von selbst verstehen.

Ich gehe jetzt zu den besondern Verhältnissen der Patrimonial-Gerichtsbarkeit über, die um so entscheidender sind, als ihre Wirkung in der Gegenwart statt findet und aus deren Folgen sich das Bedürfniß für die Gesetzgebung ergiebt.

Es bedarf hier des Historischen nicht, was als bekannt vorausgesetzt wird, sondern nur der Beleuchtung des jetzt statt findenden Verhältnisses.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Patrimonial-Jurisdiction, selbst in ihrem jetzigen Stande, manche vortheilhafte Seiten für den Gutsherrn sowohl, als für die Gerichtseingesessenen hat.

Der Gerichtsherr hat dadurch den Genuß eines Ehrenrechtes, und wenn der Richter sich einigermaßen bemühet, die Sporteln hoch heraus zu bringen, so verbleibt dem Gutsherrn auch noch ein baarer Ueberschuß, der hinlänglich die etwaigen Criminalkosten deckt, vorzüglich da, wo das Hypothekenwesen bedeutend ist. Bei vorkommenden Fällen erscheint der Gutsherr mit seinen Gerichtseingesessenen in seinem eigenen Hause vor Gericht, was wenigstens doch eine Bequemlichkeit ist.

Der Gerichtseingesessene hat in vielen Fällen die Bequemlichkeit, in seinem Wohnorte vor Gericht erscheinen zu können, wodurch ihm in manchen Fällen Kosten und Reisen erspart werden.

Hierzu kommt noch, daß der Richter nach und nach sich eine

genaue Bekanntschaft mit den Personen und mit der Lokalität erwirbt, was unleugbar nützlich ist. Auch hat der Gerichtsherr bisweilen Gelegenheit, durch seine Anwesenheit günstig zu wirken, namentlich Vergleiche zwischen den streitenden Partheien durch Zureden zu Stande zu bringen. Der Rechtsgang kann schneller gehen bei einem einzelnen Richter, als bei einem Collegio, wenn derselbe es sich angelegen sein läßt, besonders beim summarischen Prozesse. Dies alles sind unverkennbare vortheilhafte Seiten der Patrimonal-Jurisdiction.

Dagegen aber lassen sich eben so überwiegende Nachtheile aufstellen, die eben so unverkennbar sind.

Manche Umstände und Weitläufigkeiten ungerechnet, welche der Gerichtsherr hat, verbleibt ihm stets ein großes Risico, wenn der Richter ein unrechtlicher, oder ein nachläßiger Mann ist. Der Gerichtsherr muß nicht allein für die Sicherheit des Depositorii stehen, sondern auch subsidiarisch haften, wenn vom Richter Betrügereien und Nachläßigkeiten begangen werden, und der Gerichtsherr dabei in der Form gefehlt hat. Letzteres wird ihn aber in der Regel treffen, weil er selten mit allen Formen bekannt ist und sich daher gewöhnlich auf die Rechtlichkeit des Richters verläßt. Fälle der Art sind nichts Ungewöhnliches. Mir selbst sind einige dieser Fälle bekannt, die dem Gerichsherrn Tausende gekostet haben.

Der Gerichtsherr hat ferner bei Criminalfällen außer den Unannehmlichkeiten, von denen sie in der Regel noch begleitet werden, allemal eine Verantwortlichkeit auf sich, wenn das Gefängniß nicht vorschriftsmäßig sicher ist. Und dies ist, wenn mehrere Personen gleichzeitig in Untersuchung sind, was doch bisweilen vorkommt, auf dem Lande nicht gut zu bewerkstelligen. Wenn der Gerichtsherr ferner mit seinem Gerichtshalter nicht in gutem Vernehmen steht, so ist dies ebenfalls für ihn, da er den Richter nicht absetzen kann, eine große Unannehmlichkeit. Am wesentlichsten ist aber der Gesichtspunkt der eigentlichen

Rechtsverwaltung, sowohl in Rücksicht auf die Gerichtseingesessenen, als auf das Allgemeine.

Der einzelne Richter ist weit schwieriger zu controlliren, als ein Collegium, welches größtentheils sich schon selbst controllirt. Wir haben daher häufig Fälle erlebt, wo ein unrechtlicher Richter nicht allein Betrügereien in den Sporteln begangen hat, sondern auch mit Depositalgeldern unregelmäßig verfahren ist. Es ist nicht zu verlangen, daß die Gerichtseingesessenen mit den Gefahren der Zahlungen so genau bekannt sein sollen, um Betrügereien der Art zu vermeiden. Und so haben denn mitunter Minorenne ihr ganzes Vermögen verloren, ohne sich an Jemand halten zu können. Fälle dieser Art sind häufig vorgekommen, und sind nun als mittelbare Folge der Patrimonial-Jurisdiction zu betrachten.

Wenn aber auch der Richter der redlichste Mann ist, so ist es nie zu vermeiden, daß er seine individuellen Ansichten mehr oder weniger geltend macht. Eben so ist es nicht zu vermeiden, daß verschiedene Richter in ihren Ansichten von einander abweichen. Wenn nun in einem Dorfe mehrere Richter sind, was sehr häufig der Fall ist, da die Bauern mitunter zu zehn und mehr verschiedenen Gütern gehören, so kann es nicht unterbleiben, daß die Entscheidungen in Rechtsfällen sowohl, als die Kostensätze bei sonst gleichen Verhältnissen verschieden ausfallen. Denn dem Richter ist in vielen Fällen ein Spielraum gelassen, wo er hinsichtlich der Entscheidung sowohl, als hinsichtlich der Sporteln nach seiner Ansicht verfahren kann. Welche unheilsame Wirkung äußert dies aber auf die Ideen vom R e c h t bei den einzelnen Individuen? Nicht allein daß diese den oder jenen Richter für einen unredlichen Mann halten, sondern überhaupt auf den Gedanken der Willkür und der Rechtsverdrehung kommen müssen. Wenn Dörfer entfernt von dem Gute liegen, wie dergleichen Entfernungen oft 4 bis 5 Meilen und darüber betragen, so ist es für dergleichen entferntere Gerichtseingesessenen auch

höchst lästig, einen so entfernten Gerichtsstand zu haben. Eben so unangenehm ist es für einen Kläger, der erst mühsam ausmitteln muß, unter welcher Jurisdiction der zu Verklagende steht, und dann wegen Bagatellsachen vielleicht mehrere Meilen weit reisen muß, um seine Sache auszumachen. Ein Fall, der ebenfalls oft vorkommt, ist der, daß der Verklagte während des Prozesses seinen Wohnort verändert, oder, wenn mehrere Gerichtsherrn in einem Dorfe sind, auch nur auf das Gehöft des Nachbars zieht, wo dann der Kläger oft weite Reisen machen muß, um zu seinem Rechte zu gelangen. Wenn ferner der Richter die Klage Monate lang liegen läßt, ohne einen Termin anzusetzen, und der Verklagte verändert während der Zeit seinen Wohnort, wie es namentlich bei Dienstboten oft der Fall ist, so wird das Recht dadurch so erschwert, daß es eigentlich verloren geht. Fälle der Art sind einem Jeden bekannt, der nur Kenntniß davon nehmen will.

Unleugbar sind dies Alles Nachtheile der Patrimonial-Jurisdiction, die nur mit ihrer Aufhebung verschwinden können. Aber am schärfsten tritt das Unzweckmäßige des bestehenden Verhältnisses bei den Criminalfällen hervor.

Der Gutsherr trägt die Kosten der Criminal-Untersuchung. Ein jeder Gutsherr ist aber nicht genug Patriot oder Kosmopolit, um mit Freuden sein Geld für eine Criminal-Untersuchung herzugeben, damit dadurch der Menschheit ihr Recht werde. Mancher hält selbst die Bestrafung der Verbrecher nicht für so wichtig, wie sie es für das Allgemeine ist. Mancher ist sogar nicht in den Umständen, die Kosten ohne große Beschwerlichkeit tragen zu können. Die Folge hiervon ist, daß nur zu häufig Gerichtsherren Criminal-Fälle unterdrücken, was doch auf das Ganze nur höchst nachtheilig wirken kann. Was soll man davon sagen, wenn ein Gerichtsherr zu einem Mörder ins Gefängniß geht, und ihm den Rath ertheilt, den bereits eingestandenen Mord zu revociren, um auf diese Weise die Kosten der

Hinrichtung zu ersparen? wenn ein Anderer den Dieb fortschickt, um Atteste über seine bisherige Aufführung zu holen, damit er nicht wieder komme? Und doch sind diese und ähnliche Fälle so etwas Gewöhnliches, daß sich Niemand mehr darüber wundert, wenn sie sich ereignen. Wer fähig ist, sich auf einen höhern Standpunkt, als den des Egoismus zu stellen, kann dies unmöglich gut heißen, und muß dann jedenfalls die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiction für das Ganze wünschen.

Es entsteht nun eine andere Frage, nämlich: soll diese Aufhebung von Seiten des Staates ausgehen, oder sollen die Gerichtsherren ihr Recht dem Wohle des Staates zum Opfer bringen? Unbedenklich würde ich mich für die letzte Alternative entscheiden. Denn nur in den dringendsten Fällen muß der Staat es sich erlauben, die Rechte der Unterthanen anzutasten. Aber unfehlbar würden Viele aus innerer Ueberzeugung ihre Jurisdiction abtreten, Viele würden es thun, um manchen Weitläufigkeiten zu entgehen, Viele, weil sie den etwaigen Vortheil als zu gering ansehen. Schon war dies vor etwa 15 Jahren im Werke, allein es wurde höheren Orts sistirt, weil man die Sache noch in reifere Ueberlegung ziehen wollte. Gewiß aber würden nach und nach Mehrere nachfolgen, und der Zweck würde erreicht werden, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn der Staat die ihm aus eigenen Antriebe angebotenen Jurisdictionen annähme. Es würde auf solche Art nach und nach **das** eingeleitet, von dem man voraussehen kann, daß es früher oder später doch kommen wird und muß.

Wenn dagegen eingewandt wird, daß Kreisgerichte oder Land- und Stadtgerichte manchen Uebelstand mit sich führen, wie sich solches in manchen Provinzen gezeigt hat, so kann man darauf nur antworten: daß Alles, was unzweckmäßig eingerichtet wird, üble Folgen herbei führen muß. Dies zu vermeiden und die Formen dem Gegenstande anzupassen, ist Sache des Gesetzgebers. Wenn alle Bagatellsachen collegialisch bearbeitet werden sollten,

so würde freilich die Sache weitläufig werden. Aber warum können diese Sachen nicht durch Commissarien der Gerichte bearbeitet werden? warum können die Commissarien nicht Gerichtstage für Bagatellsachen an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit abhalten? In England bereiseten in älteren Zeiten die Richter das Land, woher auch die quarterly sessions herstammen. Dies hatte Verzögerungen der Rechtsstreite zur Folge. Aber könnte etwas Aehnliches nicht mit constituirten Collegien verbunden werden, wo man dann das Gute beider Formen genösse? Noch ein Einwand gegen Kreisgerichte könnte der sein, daß bei Injuriensachen der Kläger sogleich zum Gerichte liefe, wodurch dergleichen Prozesse vervielfältigt würden, wenn sie jetzt hingegen oft gar nicht zur Sprache kommen, und die Partheien sich von selbst vergleichen, nachdem sie sich etwas mehr abgekühlt haben. Aber auch hier antworte ich, daß es in der Hand des Gesetzgebers liegt, diesen Uebelstand zu vermeiden. Nach unsern jetzigen Gesetzen ist eine Injurienklage präscribirt, wenn sie nicht innerhalb dreier Monate anhängig gemacht wird. Warum kehrt man diesen Satz nicht lieber um, und sagt im Gesetze: daß Injurienklagen nur erst nach drei Monaten angebracht werden dürfen? Oder man gebe den Gerichten wenigstens auf, nur in solchen Fällen Injurienklagen früher anzunehmen, wo durch eine Verzögerung nachtheilige Folgen zu befürchten wären. Dem Gesetzgeber, welchem die Verhältnisse bekannt sind, kann es nicht schwer fallen, Inconvenienzen der Art zu begegnen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Zustand der Nation um das Jahr 1701 17

Erste Periode. Von der Erhebung Preußens zum Königreiche bis zum Ende des 7jährigen Krieges . . 31

Zweite Periode. Vom Ende des 7jährigen Krieges bis zur Zeit der französischen Revolution 46

Dritte Periode. Vom Anfange der französischen Revolution bis zum Kriege 1806 63

Vierte Periode. Von Preußens Fall im Jahre 1806 bis zum Pariser Frieden im Jahre 1815 81

Fünfte Periode. Vom Pariser Frieden 1815 bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1840 . . 93

Beilage A. 119

Beilage B. 121

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig sind u. a. neu erschienen:

Andeutungen zu einer Reorganisation der Preußischen Militairjustiz. Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Militairs herausgegeben von Dr. **Dorow.** gr. 8. geh. 1843. ⅓ Thlr.
Motto: „Es ist nicht Anmaßung, sondern recht und gut, wenn jeder, der ein Herz hat für einen Beruf und eine klare Anschauung von demselben diese Anschauung öffentlich mittheilt.“
v. Savigny.

Atlas, neuer, der ganzen Erde. Nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Geschäftsleute, Schulen etc. mit Rücksicht auf **Stein's** geograph. Werke. **21.** Aufl. in 27 Ch. und 7 Zeit- und geogr. statist. Tafeln. **colorirt.** gr. Fol. 1843. 4⅓ Thlr.

Baxter, Richard. Sein Leben und Wirken nebst einigen ausgewählten Stellen seiner Schriften. Nach dem Engl. bearb. u. herausgeg. von Dr. **K. C. G. Schmidt,** Verf. der Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Missionare. 12. (X. u. 144 S.) Velindruckp. 1843. geh. ¼ Thlr.

Bülau, Prof. **Friedr.,** Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen. — A. u. d. Titel: **Pölitz, das positive Europäische Staatsrecht** nach den Verfassungsurkunden dargestellt. Ergänzungsband zu dessen Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 4r Band, 2te Auflage; bearbeitet und von 1828—1841 fortgeführt vom Prof. **Bülau.** gr. 8. geh. 1841. 1 Thlr.

Derschau, F., Finland und die Finländer. Aus dem Russischen. 8. (VI. und 132 Seit.) 1843. geh. ½ Thlr.

Dorow, K. Pr. Hofrath ꝛc. Erlebtes aus den Jahren **1813—1820.** 2 Thle. Velinp. br. 1843. 2½ Thlr.
Wer jene Zeit, wer die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, die v. Lang'schen Memoiren ꝛc. kennt, wird dieses Buch nicht ohne das größte Interesse lesen. Das Namenregister weiset über 350 Personen nach, deren in dem Werke Erwähnung geschieht.

Fryxell, And., Leben Gustav II. Adolfs, Königs von Schweden. (Mit Einleitung in seine Zeitgeschichte.) Aus dem Schwedischen übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen von **T. Homberg.** 2 Theile. gr. 8. (31½ Bogen.) 1843. geh. 2 Thlr.

Gerstner, Clara von, Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren **1838—1840.** In Gesellschaft des Ritters Franz Ant. von Gerstner unternommen. 8. (29 Bog.) 1842. geh. 1⅚ Thlr.

Herrmann, Dr. Ernst, Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches. 1) Ueber die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutschen mit den Russen. 2) Des Freiherrn Schoulz von Ascheraden Geschichte der Reduction in Livland. 3) Tagebuch des General-Feldmarschalls von Münnich. Mit Beilagen und Einleitung. gr. 8. (17 Bog.) fein Velindruckpapier. 1843. geh. 1½ Thlr.

Ohnesorge, Herm. von, Geschichte des Entwickelungsganges der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie; mit besonderer Beziehung auf die Persönlichkeit der Regenten, die Hausverfassung und die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse des Gesammtstaats zu den einzelnen Gebietstheilen und zu auswärtigen Staaten. gr. 8. (40 Bogen) Schreib-Velinp. 1841. 2 Thlr. 21 gGr. 2 Thlr. 26½ Ngr.

Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Herausgeg. vom K. Pr. Hofrathe Dr. **Dorow.** Mit Portrait. (20 Bog.) Velinp. geh. 1842. 1⅓ Thlr.

[illegible]

[illegible] Wagner, Michael [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Fremd

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gans, C. T.

Der Nationalcharakter des preußischen Volkes und seine historische Entwickelung während des Königthums

Leipzig 1843

Bor. 65 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012990-9